SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Unbehaglich Queer: Das ernste Spiel mit der Anerkennung

Gössl, Martin J.

Veröffentlichungsversion / Published Version
Monographie / monograph

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
transcript Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Gössl, M. J. (2022). *Unbehaglich Queer: Das ernste Spiel mit der Anerkennung.* (Queer Studies, 33). Bielefeld: transcript Verlag. https://doi.org/10.14361/9783839461273

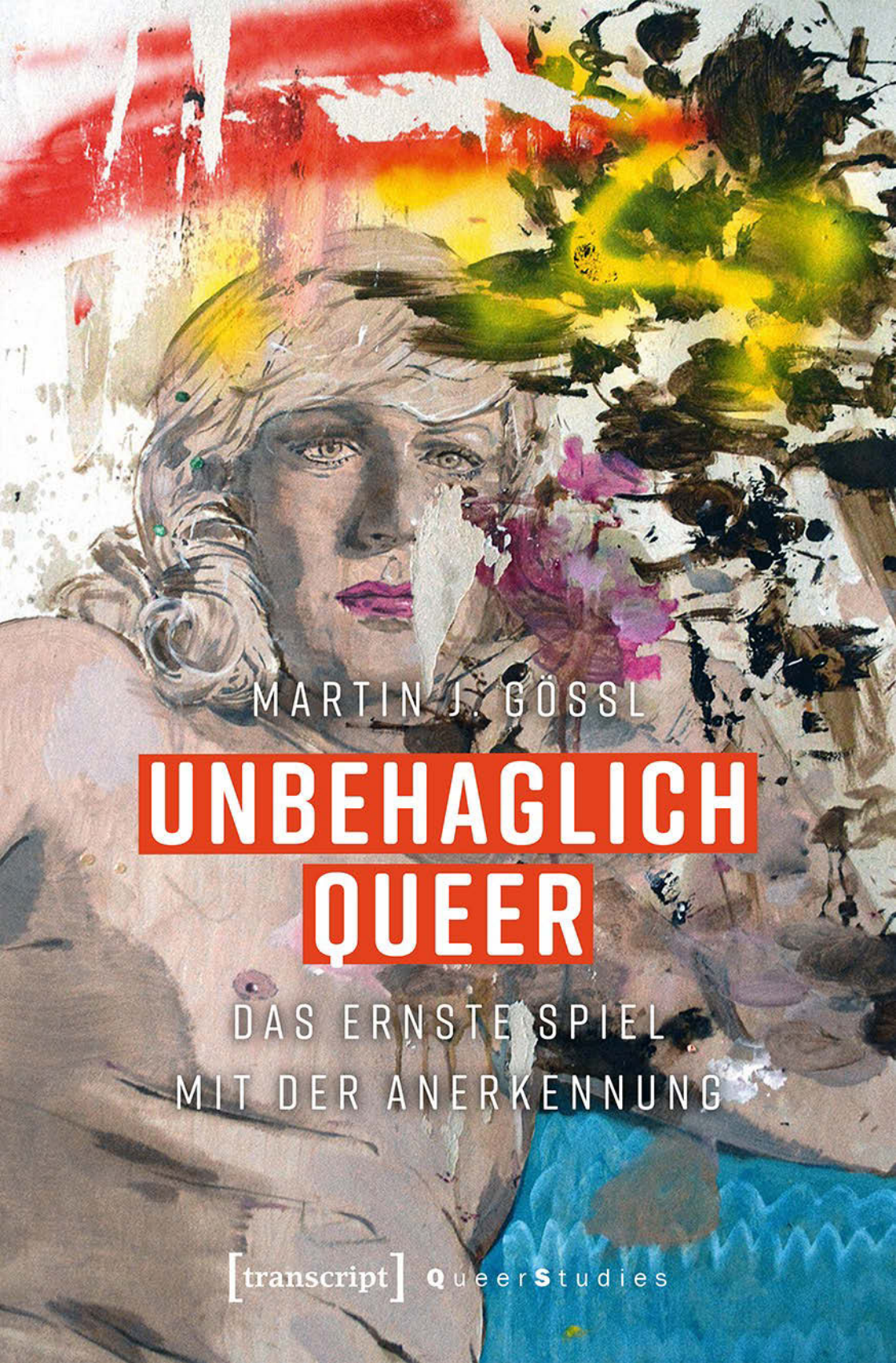
Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:
https://creativecommons.org/licenses/by/4.0

gesis
Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Mitglied der
Leibniz-Gemeinschaft

Diese Version ist zitierbar unter / This version is citable under:
https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-93331-7


MARTIN J. GÖSSL
UNBEHAGLICH QUEER
DAS ERNSTE SPIEL MIT DER ANERKENNUNG
[transcript] QueerStudies

Martin J. Gössl
Unbehaglich Queer

Queer Studies | Band 33

Mit Freude gewidmet:

Vaso.
Benni-Pauli, Marko, Alice, Gudrun, Claudia, Karin.
Wüschi, Dani, Gertraud.

In Dankbarkeit dem Schönen in New York City und Graz.

Martin J. Gössl (Dr. phil.), geb. 1983, lehrt als Professor (FH) die Themenfelder Geschlecht und Sexualität am Institut für Soziale Arbeit an der FH JOANNEUM in Graz. Er ist Network Representative der Social Science and History Association (SSHA) für den Fachbereich Women, Gender und Sexuality. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen queere Kultur- und Sozialformen in postmodernen, virtuell vernetzten Gesellschaften.

Martin J. Gössl

Unbehaglich Queer

Das ernste Spiel mit der Anerkennung

[transcript]

Veröffentlicht mit freundlicher Unterstützung durch den Zukunftsfonds der Republik Österreich und der Stadt Graz.

ZukunftsFonds der Republik Österreich

GRAZ

The EOSC Future project is co-funded by the European Union Horizon Programme call INFRAEOSC-03-2020, Grant Agreement number 101017536

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde ermöglicht durch das Projekt EOSC Future.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de)
Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2022 im transcript Verlag, Bielefeld
© Martin J. Gössl

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld
Umschlagabbildung: Michal Rutz
Korrektorat: Silke Leibner (Lektorat Silbenschliff)
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
Print-ISBN 978-3-8376-6127-9
PDF-ISBN 978-3-8394-6127-3
https://doi.org/10.14361/9783839461273
Buchreihen-ISSN: 2703-1365
Buchreihen-eISSN: 2703-1373

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

1. Einleitung 7

2. Hinführung 11

3. Queerer Wohlstand 21

4. Queerer Erfolg 37

5. Queeres Amüsement 53

6. Queere Sexualität 69

7. Queere Schönheit 85

8. Queere Kultur(en) 99

9. Queere Zuspitzungen 117

10. Queerer Anerkennungsneid 135

Verzeichnis 141

1. Einleitung

Die Auseinandersetzung mit queeren Theorien in Koppelung mit realen Formeln des Zusammenlebens ist nicht nur im Verständnis einer angewandten Wissenschaft bereichernd, sondern für viele Professionen wie die Soziale Arbeit oder die Psychotherapie (um nur zwei von vielen zu nennen) essenziell. In einer Alltagskultur werden die erlebten und dargestellten Realitäten von Geschlechtern und Sexualitäten einerseits vielfältiger und andererseits in der politischen Debatte relevanter. Das zentrale Argument ist hierbei keinesfalls, dass sich die Facetten von Geschlecht und Sexualität heute dominanter als in den Jahrhunderten davor in den öffentlichen Diskursen darstellen. Sie waren und sind stets brisante Themen von Gesellschaften, die eine Normierung, Regulierung, Etikettierung und Stigmatisierung erfahren haben. Der leitende Gedanke betrifft die zunehmende Vervielfältigung von Erlebnis- und Darstellungsformen sexueller sowie geschlechtlicher Interpretationen im Rahmen anerkannter – legaler, tolerierter oder akzeptierter – Möglichkeiten. Oder zusammengefasst: So viel wie heute war noch nie möglich.

Als vor Jahrzehnten die Queer Theorie als wissenschaftlicher Überbegriff der sich einer Heteronormativität entziehenden *Unordnung* einen Namen gab, waren viele theoretische Abhandlungen bereits durch alltägliche Erfahrungen inspiriert. Die sozial-kulturelle Gewalt war und ist omnipräsent spürbar, gleichsam die unermessliche Widerstandskraft: Tabuisierung und Bagatellisierung sind bis heute erfolgreiche Strategien, um Erkenntnisse und Kritiken durch eine Queer Theorie zu schwächen. Denn entsprechender Raum für Sichtbarkeit

bedeutet ganz basal, dass ein Thema und damit eine Wirklichkeit anerkannt wird, die dadurch als Element der menschlichen Existenz und/oder gesellschaftlicher Interaktionsprozesse geschaffen wird. Als Folge davon kann ein Diskurs mit breiter Beteiligung im Lichte fundierter Argumente und moralischer Standpunkte stattfinden. Mit der Queer Theorie ist die Etablierung eines breiten Diskurses – politisch, akademisch, kulturell – trotz Widerständen mit dem ausgehenden letzten Jahrtausend gelungen und damit Queerness als Lebensrealität nicht mehr wegzudenken.

In der vorliegenden Abhandlung wurde bewusst die angewandte Perspektive gewählt und eben nicht elaborierte, akademische Konzepte angewendet, um Formen der queeren Anerkennung als tatsächliche Phänomene darzustellen. Die Anwendungsorientierung findet sich sowohl in der Entdeckung und der Darstellung als auch in der Reflexion der erkannten Themenstellungen wieder, wobei selbstverständlich konzeptionelle und theoretische Impulse eine Einbindung erfahren. Die Balance zwischen Anwendungsdimensionen und Theorie ist dabei eine willkommene Herausforderung.

Dem lesenden Publikum werden auf den vorliegenden Seiten unzählig viele direkte Zitationen begegnen, die – auf den Punkt gebracht – wichtige Impulse für das Thema beisteuern oder als praktische Überlegung dienen. Natürlich sind solche punktuellen Ausschnitte immer auch Verkürzungen weitreichender Darlegungen von Autor*innen. Dennoch liefern die hier zur Anwendung kommenden Ausschnitte selbst in der verkürzten Form klare Aussagen, die in ihrer Originalität wirken sollen. Die Herausforderung liegt in der argumentativen Einbettung, wobei der dargelegte Standpunkt gerade auch zum Diskurs führen soll, beziehungsweise einen anderen Standpunkt herausfordern darf.

Die Abhandlung kann – und das ist gerade mit einer queeren Veröffentlichung selbstverständlich – keinen Gesamtanspruch erheben. Weder die Themenstellungen noch die Zuspitzungen noch die Verweise geben ein generalistisches Bild wieder. Wie immer sind es Fragmente, die sich in der eigenen Bewertung als elementar herausgestellt haben, denen man aber eben weder als solche uneingeschränkt zustim-

men noch sich in ihnen wiederfinden muss. Der gewählte Fokus, die Argumentationslinien, die Einwürfe und auch die gewählten Formulierungen sind stets ein Kompromiss zulasten einer real queeren Vielfalt. Doch der Kompromiss ist notwendig und richtig, denn nur dadurch kann anwendungsorientierte Wissenschaft erfolgen. Nur so sind queere Erkenntnisse und Debatten möglich, die sowohl in subkulturellen und intellektuellen als auch in politischen Milieus geführt werden. Diesem Anspruch folgend, ist die fundierte Kritik willkommen, sind begründete Gegenpositionen erwünscht und alternative Interpretationen motivierend.

Einer der schwierigsten Rahmenziehungen betrifft sicherlich die Frage, ob der Raum für die Formulierung von Gedanken herangezogen werden soll, oder anders formuliert: Wo liegen die Grenzlinien in dieser nahezu global anmutenden Abhandlung? Die Definition postmoderner, virtuell vernetzter Gesellschaften ist ein Hilfskonstrukt, sich in der Tat von geografischen Räumen zu lösen und Queerness als soziokulturelles Phänomen zu verstehen, das aufgrund historischer Begebenheiten und einer virtuellen Vernetzung global zum Vorschein kommen kann. Gerade die Vielfalt und Offenheit eines queeren Zugangs verunmöglicht die geografische oder gar soziale Grenzziehung. Queere Realitäten können virtuelle wie reale Performanzen und Räume, Gepflogenheiten und Trends, Wissen und Wahrheiten sowie vieles mehr umfassen, ohne dabei an einen Ort, eine Person oder eine Form der Interpretation gebunden zu sein.

Viele der vorliegenden Gedanken ergaben sich aus Diskussionen sowie täglichen Auseinandersetzungen, wissenschaftlichen Studien und theoretischen Vertiefungen. All diese animierenden Momente waren ausschlaggebend für diese Abhandlung. Darüber hinaus ist es neben der eigenen wissenschaftlichen Verortung vor allem auch eine persönliche Standpunktfrage, weshalb eine Publikation in Angriff genommen wird und warum man welchen Ausgangspunkt einnimmt. Gerade die letzten Jahre brachten weitere vertiefende Möglichkeiten mit sich, an einer europäischen und nordamerikanischen Diskurssphäre zu partizipieren. Sowohl akademisch als auch privat sind – ganz im Bewusstsein, dass ein Leben immer auch geografische, soziale und kulturelle

Einschränkungen aufweist –, Graz und New York City in ihrer Lebendigkeit tatsächliche Räume, die meine Reflexion beeinflusst haben.

2. Hinführung

> »When they ushered us out, they very nicely put you out the door. Then you're standing across the street in Sheridan Square Park. But why? Everybody's looking at each other. […] Suddenly, the nickels, dimes, pennies, and quarters started flying. I threw quarters, and pennies, and whatnot. […] To be there was so beautiful. It was so exciting.«[1]

Die Aktivistin Sylvia Rivera beschrieb mit diesen Worten ihre persönlichen Eindrücke der Stonewall Revolution von 1969 in New York City. In einem Interview von 1998, also nur vier Jahre vor ihrem Tod, präzisierte sie ihre Schilderungen nochmals:

> »I was a radical, a revolutionist. I am still a revolutionist. […] I'm glad I was in the Stonewall Riot. I remember when someone threw a Molotov cocktail, I thought, ›My god, the revolution is here. The revolution is finally here!‹ I always believed that we would have a fightback. I just knew that we would fight back. I just didn't know it would be that night. I am proud of myself as being there that night. If I had lost that moment, I would have been kinda hurt because that's when I saw the world change for me and my people.«[2]

---

1 Eric Marcus, Making Gay History, The Half-Century Fight for Lesbian and Gay Equal Rights (New York 2002), S. 138f.

2 Leslie Feinberg, 1970: Youth of color form STAR – Street Transvestite Action Revolutionaries, Lavender & red, part 73, in: Workers World, www.workers.org (24.09.2006), https://workers.org/2006/us/lavender-red-73/ (3/2021).

Bis zu ihrem Tod blieb Sylvia Rivera zweifellos eine kritische und unangepasste Aktivistin der US-amerikanischen LGBTIQ[3]-Bewegung. Ihre Erfahrungen als Drag-Queen – und als solche bezeichnete sie sich selbst – auf den Straßen von New York City der frühen 1960er Jahre waren durchaus prägend: Belästigungen und körperliche Übergriffe der Polizei und von jedermann waren auf der Tagesordnung. Als ebenso schwerwiegend wurde die Respektlosigkeit im polizeilichen Gewahrsam beschrieben oder schlimmer: die Gefahr von Vergewaltigungen während einer Haftstrafe.[4]

Rivera als Zeitzeugin beschrieb die Nacht Ende Juni 1969 als warm und schwül. Zuerst habe die Polizei die Bar betreten, dann die Musik gestoppt. In weiterer Folge wurden die Gäste ins Freie entlassen und zwischen Zaun und Polizeifahrzeugen eingepfercht. Plötzlich fing es an: Zuerst flogen Münzen, schon bald waren es Flaschen.[5]

> »We were not taking any more of this shit. We had done so much for other movements. It was time. It was street gay people from the Village out front: homeless people who lived in the park in Sheridan Square outside the bar-and then drag queens behind them and everybody behind us.«[6]

Nach ihrem Tod im Februar 2002, wurde Sylvia Riveras Nachruf von Riki Wilchins mit folgenden Worten eingeleitet:

> »She may have been the prototypical Angry Queen. Unbowed, unbought, and virtually indigestible by a gay movement she helped birth, Stonewall warrior Sylvia Rivera died on February 19 of end-

3 LGBTIQ = Lesbian, Gay, Bisexual, Trans, Inter Queer Menschen.

4 Siehe: Ehn Nothing, Street Transvestite Action Revolutionaries, Survival, Revolt, and Queer Antagonist Struggle (s.l. 2013), Untorelli Press, https://untorellipress.noblogs.org/files/2011/12/STAR.pdf (3/2021), S. 12.

5 Siehe: Ehn Nothing, Street Transvestite Action Revolutionaries, Survival, Revolt, and Queer Antagonist Struggle, (3/2021), S. 12.

6 Ebd.

> stage liver disease aggravated by too many years on alcohol and city streets.«[7]

Kritisch und damit ganz im Sinne der Verstorbenen wurde festgehalten:

> »In 2002, butches, queens, fairies, high femmes, drag people, tomboys, and sissies have all but vanished from official gay discourse. They are rarely mentioned in the public pronouncements of major gay organizations. Federal gay rights legislation pending in Congress doesn't mention gender expression or identity, nor does the gay rights bill pending in Albany. In effect, gender has become the new ›gay‹, the thing you don't talk about in polite or political company.«[8]

Sylvia Rivera führte einen langen und kräftezehrenden Kampf um die Anerkennung ihrer Themen und teils auch um ihre Person selbst. Sowohl innerhalb als auch außerhalb einer queeren Gemeinschaft hatte sie es nicht leicht, selbst Jahrzehnte nach den Ereignissen rundum das Stonewall Inn. Sie wollte als Aktivistin wahrgenommen und als Mensch von einer Gemeinschaft anerkannt werden. In einer dokumentarischen Momentaufnahme von Randy Wicker wird dies allzu deutlich: Sylvia Rivera, selbst in der Obdachlosigkeit, stellt sich am Pier des Meatpacking Districts von Manhattan in ihrer notdürftigen Behausung den Fragen.[9] Trotz der katastrophalen Lebensumstände ist Riveras Eifer spürbar, gleichsam ihre Leidenschaft für das eigene aktivistische Narrativ. Sie inszeniert sich als elementare Figur einer queeren Bewegung, die in den Feuern des Stonewall Inns 1969 zu einer tatkräftigen Erscheinung avancierte. In all den Unwegsamkeiten des Lebens erscheint diese Erzählung für Sylvia Rivera überlebenswichtig geworden zu sein und darüber hinaus die erklärende Formel für die erlebte Vergangenheit und für die zu bewältigende Gegenwart.

---

7 Riki Wilchins, A Women for Her Time (26.02.2002), in: The Village Voice, https://www.villagevoice.com/2002/02/26/a-woman-for-her-time/ (3/2021).

8 Ebd.

9 Randy Wicker interviews Sylvia Rivera on the Pier, in: Vimeo.com, https://vimeo.com/37548074 (3/2021).

Das eigene biografische Narrativ von Sylvia Rivera bekam jedoch eine tragische Wendung, als führende Historiker Brüche in ihren Erzählungen feststellen mussten. Mehr noch, die Indizien vervielfachten sich, nach welchen Rivera gar nie am Tag des Geschehens im Stonewall Inn dabei gewesen war. Der renommierte Autor und Experte für die Gay Revolution von 1969, David Carter, der die damaligen Ereignisse akribisch über Jahre erforschte und in seinem Buch minutiös nachzeichnet, kommt in seinem Artikel zum fünfzigjährigen Jubiläum von Stonewall zu folgendem Schluss:

> »The evidence, when looked at as a whole, suggests that Rivera was not at the Uprising [Stonewall Revolution] but became involved with GAA [Gay Activist Alliances – eine queere Organisation der Zeit, Anm. d. Verf.] in early 1970, as the beginning of a long career of activism. Over time, as she came to appreciate how celebrated an event Stonewall was and how much credit her friend Marsha P. Johnson [eine ebenso bekannte Aktivistin der Revolution, Anm. d. Verf.] received for setting everything off, Rivera began to say that she too had been there, tying her account to the already existing narrative about Johnson, who had woken her up on the first night of the Uprising to tell her about it.«[10]

Der 2020 verstorbene David Carter war anhand vorhandener Fakten in der Lage, Zweifel an den Darstellungen von Sylvia Rivera zu erheben und schloss sich damit einem Kollegen, dem Historiker Martin Duberman, an. Einerseits waren die Aussagen Riveras widersprüchlich, andererseits wurde nachweislich rekonstruiert, dass Rivera selbst versuchte, in die faktischen Ereignisse der Revolution aufgenommen zu werden.[11] Es war ihr außerordentlich wichtig, ihre persönliche Erzählung als Teil der queeren Geschichte anerkannt zu wissen oder zumindest als Mensch dem revolutionären Ereignis hinzugefügt zu werden.

---

10 David Carter, Exploding the Myths of Stonewall (27.06.2019), in: gcn (Gay City News), https://www.gaycitynews.com/exploding-the-myths-of-stonewall/ (3/2021).

11 David Carter, Exploding the Myths of Stonewall.

Sylvia Rivera leistete Außergewöhnliches. Ohne Zweifel war sie eine bahnbrechende Kämpferin für queere Anerkennung selbst dann, als erste Erfolge allzu schnell marginalisierte Gruppen an den äußeren Rand und erneut in die gesellschaftliche Unsichtbarkeit gedrängt wurden. Ihr Leben war von Tiefen gezeichnet und von Rebellion geprägt. Der Drang nach einer erstzunehmenden Anerkennung, der Sichtbarwerdung ihrer selbst und der Themen, die sie mit sich selbst und andere mit ihr verbunden hatten, nur allzu verständlich. Und doch ist gerade sie ein Beispiel für die Schwierigkeiten, mit denen Formen der Anerkennung in einer queeren Gemeinschaft zum Ausdruck gebracht werden. Sylvia Rivera war zeitlebens gespalten zwischen dem Wunsch nach breiter und wertgeschätzter Sichtbarkeit und dem Widerstand gegen queere Verkürzungen. Die Unsichtbarwerdung queerer Teilkulturen erboste und motivierte sie gleichzeitig, dagegen anzutreten. Auf der anderen Seite war die Wahrnehmung ihrer Person nicht weniger ambivalent: Viel Unverständnis, aber teilweise auch Respekt wurden ihr entgegengebracht. Rivera erbaute – oftmals mit Aktionen, die sie selbst gar nicht als so wichtig wahrgenommen hatte – ihr eigenes Denkmal und zerstörte es gleichzeitig wieder selbst, indem sie nach speziellen Formen der Anerkennung suchte. Zwar sind viele ihrer Erzählungen heute, nach der historischen Aufarbeitung, sorgfältig abzuwägen, und doch ist der queere Post-mortem-Kult um Sylvia Rivera als Aktivistin lebendiger und sichtbarer denn je. Es wäre ihr eine Freude gewesen.

Die eigene Erzählung als Akt der politischen Revolution oder doch nur eine zufällige Revolte frustrierter Partygäste? Gelebte Wertschätzung queerer Vielfalt oder doch nur gleichgeschlechtliches Begehren und verschieden geschlechtliche Imitationen? Sylvia Rivera ist nur ein Beispiel für viele bekannte und weniger bekannte Schicksale, denen im Laufe ihres Lebens anerkennende und aberkennende Rahmensetzungen durch eine queere beziehungsweise auch nonqueere Gemeinschaft widerfahren sind. Noch präziser formuliert: subkulturelle Gemeinschaften – wie Gesellschaften allgemein – produzieren Formen der Wertschätzung und Sichtbarkeit, die zu einem Konzept der Anerkennung führen. Dieses Konzept kann dem einer allgemeinen Mehrheitsgesellschaft entsprechen oder ähneln, jedoch kann

es genauso Unterschiedlichkeiten beziehungsweise Besonderheiten aufweisen.

Diese einleitenden Erkenntnisse beflügeln die historische sowie sozial- und kulturanthropologische Neugierde, mehr über Formen der eigenständigen und fremdbestimmten Anerkennung in einer queeren Gemeinschaft der virtuell vernetzten, im ökonomischen Wohlstand befindlichen Welt in Erfahrung zu bringen.

Die Ausgrenzung innerhalb der queeren Gemeinschaft ist auch im 21. Jahrhundert an der Tagesordnung. Mit der Initiative »Kindr Grindr«[12] versucht beispielsweise die größte Datingplattform für schwule Männer, Grindr, den aufkommenden Rassismusvorwürfen etwas entgegenzusetzen.

> »Dating and hook-up service Grindr has announced its intention to remove the ›ethnicity filter‹ from its popular app. The controversial function allowed paying users to filter out prospective partners based on ethnicity labels such as ›Asian‹, ›Black‹ and ›Latino‹. Long criticised as racist, the filter also helped to create a culture where users were emboldened to express their racism. […] Alongside other dating apps, Grindr has a reputation for sexual racism – the exclusion of potential partners based on race. In 2017 Grindr tried to amend this perception with the ›Kindr Grindr‹ initiative. This move banned the use of exclusionary language such as ›No Asians‹ and ›No Blacks‹ in user bios, and attempted to explain to users why these statements are harmful and unacceptable.«[13]

Einerseits wird auf der Onlineplattform die Möglichkeit geboten, sich ethnischen Kategorien zuzuordnen, andererseits war (und ist) es bei bestimmten Mitgliedschaften offenkundig möglich, diese Kategorien in der PartnerInnensuchfunktion zur Anwendung zu bringen. Dies allein

12 Siehe: Kindr Gindr, https://www.kindr.grindr.com/ (3/2021).

13 Gene Lim, Brady Robards, Bronwyn Carlson, Grindr is deleting its ›ethnicity filter‹. But racism is still rife in online dating (07.06.2020), in: The Conversation, Academic rigor, journalistic flair, https://theconversation.com/grindr-is-deleting-its-ethnicity-filter-but-racism-is-still-rife-in-online-dating-140077 (4/2021).

ist weder Grund noch Ursache für bestehende Anerkennungsprozesse, jedoch deren klare Erscheinungsform.

> »Overall, researchers have found that racialized language and interaction is pervasive in online partner-seeking venues catering to gay/bisexual men and that gay/bisexual men of color are regularly exposed to such language and interactions. Based on the literature, researchers have indicated that both rejection on the basis of race and objectification on the basis of race are frequently encountered by gay/bisexual men of color in a sexualized context. Moreover, researchers have described some facets of RSD [Racialized Sexual Discrimination] that are unique to online settings, such as user profiles that display exclusionary (e. g., ›no Blacks‹) or inclusionary (e. g., ›Whites only‹) race-based preferences. Finally, researchers have described instances in which outright hostile and degrading comments directed toward racial/ethnic minorities are communicated in these online set- tings. Thus, these four categories (rejection, objectification, exclusionary/inclusionary preferences, and degradation) may capture a broad scope of how RSD is experienced and enacted online.«[14]

Die Effekte, so zeigen es fundierte Erhebungen, sind weitreichend in den Auswirkungen für die Alltagskultur einer queeren Gemeinschaft und für die Betroffenen selbst. Bestimmte ethnische Codes, die am Erscheinungsbild einer Person abgelesen werden können, entscheiden im virtuellen und realen Prozess einer Interaktion, ob und in welcher Form Anerkennung zum Ausdruck gebracht wird.

> »The desirability of white men was not limited to other white men. Instead, gay men of color indicated that white men were also preferred by men of color as well. More than simply a preference for white men, there was also active exclusion of men of color by white men and by

14 Ryan Wade, Gary Harper, Racialized Sexual Discrimination (RSD) in the Age of Online Sexual Networking: Are Young Black Gay/Bisexual Men (YBGBM) at Elevated Risk for Adverse Psychological Health?, in: American Journal of Community Psychology, Vol. 65, No. 3-4 (2019), S. 14, DOI : https://doi.org/10.1002/ajcp.12401 (3/2021).

> other men of color. When white men did prefer men of color as sexual partners over other white men, gay men of color understood that their desirability was based on largely stereotypical traits associated with their race. For example, Black men were favored for being sexually aggressive and possessing large penises while Asian men were favored for being sexually submissive. […] More damaging was the impact that sexual racism had on the self-esteem of gay men of color. Gay men of color often felt marginalized and frustrated in the larger gay community as a result of their sexual exclusion. Thus, sexual racism had both a sexual and social consequence for gay men of color.«[15]

Beide Schlaglichter – Sylvia Riveras historische Inszenierung und Rassismus auf virtuellen Datingplattformen – offenbaren den zähen Kampf um queere Anerkennung. Dabei sind es vor allem Betroffene selbst, die einerseits eine gesellschaftspolitische und andererseits eine wissenschaftliche Kritik zu formulieren in der Lage sind. Jedoch scheint ihre Forderung nach Inklusionsbemühungen dabei genauso ungehört zu bleiben wie ähnliche Forderungen der queeren Gemeinschaft gegenüber einer Mehrheitsgesellschaft. Die erlebte Strategie der Exklusion setzt sich demnach unreflektiert fort und wird lediglich, um sie den Subgruppen einer Subkultur anzupassen, zu einem feineren Granulat vermahlen. Whiteness, hegemoniale Maskulinität und Ableismus sind dabei nur drei von vielen sozialen Einflussfaktoren, die das menschliche Individuen erfassen.

Wenn also die Formen der eigenständigen und fremdbestimmten Anerkennung einer queeren Gemeinschaft der virtuell vernetzten, im ökonomischen Wohlstand befindlichen Welt feststellbar sind, welche Beständigkeiten oder gar Brüche können für die Gegenwart festgestellt werden?

Dieser Leitfrage folgend, soll sechs Lebensbereichen entsprechende Aufmerksamkeit gewidmet werden, welche jeweils Formen der sozia-

---

15 Han Chong-suk, Choi Kyung-Hee, Very Few People Say »No Whites«: Gay Men of Color and The Racial Politics of Desire, in: Sociological Spectrum, Mid-South Sociological Association, Vol. 38 (2018), S. 18f., DOI: https://doi.org/10.1080/02732173.2018.1469444 (3/2021).

len Ab- und Anerkennung von Prestige in sich bergen: *Wohlstand, Erfolg, Amüsement, Sexualität, Schönheit und Kultur*. Anhand dieser Dimensionen soll die Beständigkeit und Anpassungsfähigkeit einflussnehmender Mechanismen auf eine queere Alltagskultur veranschaulicht werden. Diese genaue Betrachtung offenbart nicht nur soziokulturelle Willkür, sondern im selben Ausmaß die weitreichende Bereitschaft zur Kollaboration queerer und nonqueerer Menschen im Bewusstsein, dass jene, die diesen Maßgaben nicht folgen können, Konsequenzen ertragen müssen. Dies gilt auch für queere Zuspitzungen, die nochmals vertiefend übergreifende Dynamiken offenlegen. All dem soll im Folgenden ein argumentatives Terrain im Geiste geboten werden, um Analyse und Reflexion zu initialisieren. Hierbei ist es keineswegs das Ziel, eine Lösung zu formulieren, sondern einen bestehenden Diskurs offenzulegen und weiterzutragen.

3. Queerer Wohlstand

Einer der langlebigsten Mythen einer speziell schwulen Subkultur ist die Vermutung des immerfort sprudelnden Pink Dollars. Seit Jahrzehnten besteht die kapitalistische Vermutung, dass fehlende Kinder und die mann-männliche Paarung ihren Niederschlag auf dem Gehaltskonto finde. Insofern wurde der Glaube an ökonomischen Wohlstand nicht nur zu einer Chimäre der Fremd-, sondern oftmals auch der Selbstzuschreibung. Daraus abgeleitet lässt sich folgende Erkenntnis unterstreichen:

> »Luxury consumption is the mean by which gay male consumers identity themselves as group members, and therefore by their consumption they reinforce the fact that their identity and self-concept are shaped by the norms of the group. For that reason, group members associate themselves with the brands that their group consume, and have a connection with these specific brands in order to form the self that has the similar traits, preferences and qualities. The gay subculture can have a direct and strong impact on the individuals' brand attitude and choices. The greater the brand serves as a sort of an identification, the greater that gay male consumers as individuals are willing to consumer luxury brands.«[1]

1 Hiba Dib, Lester W Johnson, Gay Male Consumers Seeking Identity in Luxury Consumption: The Self-Concept, in: International Journal of Business Marketing and Management (IJBMM), Vol. 4, No. 2 (2019), S. 33.

Die Studie unterstreicht, dass schwule Männer dazu neigen, Luxusartikel als Identitätsmerkmale zu erwerben. Durch den Erwerb von Konsumgütern wird die eigene Performanz, also die Darstellung der Persönlichkeit nach außen, geformt, wobei die Vielzahl an Gütern sowohl qualitative Unterschiede als auch individuelle Standpunkte ermöglicht. Doch ist dies ein ausreichender Beweis für die Existenz des Phänomens »Pink Dollar«?

Seit einigen Jahren wird immer wieder versucht, die tatsächliche ökonomische Situation queerer Personengruppen zu beleuchten. Eine Metaanalyse der School of Law der University of California, Los Angeles (UCLA), des US-amerikanischen Raums kam 2007 zu folgenden Erkenntnissen: Die Einkommen heterosexueller Männer liegen bei gleichen Tätigkeiten über den Bezügen ihrer schwulen Kollegen. Transpersonen weisen eine hohe Arbeitslosigkeit und bei beruflicher Tätigkeit ein niedriges Durchschnittseinkommen auf. Generell melden schwullesbische, bisexuelle und transidente Personen immer wieder Diskriminierungen am Arbeitsplatz aufgrund ihrer geschlechtlichen oder sexuellen Identität.[2]

Werden dem aktuelle Daten desselben Instituts wie jene von 2019 zur Seite gestellt, so lässt sich feststellen, dass neun Prozent der LGBT-Menschen in den USA von Arbeitslosigkeit betroffen waren, jedoch nur fünf Prozent der Non-LGBT-Personen. Weiterhin mussten 25 Prozent der LGBT-Personen mit einem Jahreseinkommen von unter 25.000 USD auskommen, wobei dies hingegen nur auf 18 Prozent der non-LGBT-Personen zutraf.[3] Oder noch detaillierter:

> »Gay and straight cisgender men at first appear to have similarly low (when compared to women) poverty rates, and bisexual cisgender

2 Siehe: M. V. Lee Badgett, Holning, Lau Brad Sears, Deborah Ho, Bias in the Workplace: Consistent Evidence of Sexual Orientation and Gender Identity Discrimination (Los Angeles 2007), S. 21.

3 Siehe: The Williams Institute, UCLA School of Law, LGBT Demographic Data Interactive (Los Angeles 2019), https://williamsinstitute.law.ucla.edu/visualization/lgbt-stats/?topic=LGBT#about-the-data (3/2021).

> men and transgender people have higher poverty rates than cisgender straight men. After accounting for differences in race, age, education, and other relevant characteristics, gay men are indeed just as likely to be poor as cisgender straight men. In addition, the higher rates of poverty initially seen for bisexual men disappeared after accounting for their different characteristics compared to cisgender straight men. We find that transgender people consistently have the highest odds of being poor among all groups, even after accounting for their characteristics. Where people live matters for poverty rates. In particular, LGBT people are less likely to live in rural areas compared to cisgender straight people, but LGBT people living in rural areas have particularly high rates of poverty.«[4]

Dieses Bild lässt sich vertiefen, wenn einzelne Subkategorien unter die Lupe genommen werden.

> »In most states, LGBT women have insufficient legal protections if they are fired or denied housing simply because of who they are or who they love. Additionally, when two women build a life together, they amplify the wage gap between men and women, resulting in lower income and higher rates of poverty. Transgender women, LGBT women of color, LGBT women raising children, and older LGBT women are especially vulnerable. Lack of legal recognition of LGBT women's families can mean higher taxes, lower retirement benefits, denial of family health insurance, inability to take family medical leave and more.«[5]

Ganz offenkundig lässt sich die gängige Erzählung eines queeren, ökonomischen Wohlstands nicht aufrechterhalten. In vielen queersubkulturellen Teilbereichen stellt sich sogar ein komplett gegenteiliges Bild

---

4 M. V. Lee Badgett, Soon Kyu Choi, Bianca D.M. Wilson, LGBT Poverty in the United States, A study of differences between sexual orientation and gender identity groups (Los Angeles 2019), S. 27.

5 Movement Advancement Project, Paying an unfair Price, The Financial Penalty for LGBT Women in America (Denver 2015), S. 44.

dar. Die ökonomische Vormachtstellung einer weißen, heteronormativen Männlichkeit bleibt ungebrochen. Die Hinwendung schwuler Männer zu Luxusartikeln stellt einen kulturellen Aneignungsversuch dar, um sowohl in der Innen- wie Außenwirkung Wohlstandsbilder zu vermitteln. Ökonomischer Wohlstand avanciert dabei zu einer messbaren Einheit, mit der in der zwischenmenschlichen Interaktion soziale Wertigkeit – wenn das Kriterium Anerkennung findet – erwirkt werden kann. Damit wird jedoch der Begriff des Wohlstandes verfremdet und von seiner eigentlichen Bedeutung abgelöst.

> »Economic well-being is defined as having present and future financial security. Present financial security includes the ability of individuals, families, and communities to consistently meet their basic needs (including food, housing, utilities, health care, transportation, education, child care, clothing, and paid taxes), and have control over their day-to-day finances. It also includes the ability to make economic choices and feel a sense of security, satisfaction, and personal fulfillment with one's personal finances and employment pursuits. Future financial security includes the ability to absorb financial shocks, meet financial goals, build financial assets, and maintain adequate income throughout the life-span.
>
> Economic well-being may be achieved by individuals, families, and communities through public policies that ensure the ability to build financial knowledge and skills, access to safe and affordable financial products and economic resources, and opportunities for generating income and asset-building. It occurs within a context of economic justice within which labor markets provide opportunities for secure full-employment with adequate compensation and benefits for all.«[6]

Anscheinend ist die mancherorts queere Interpretation von Wohlstand weder mit der statistischen Ist-Situation noch mit einem definierten

6 Council on Social Work Education, Working Definition of Economic Well-Being, https://www.cswe.org/Centers-Initiatives/Initiatives/Clearinghouse-for-Economic-Well-Being/Working-Definition-of-Economic-Well-Being (3/2021).

Standard passend abzugleichen. Der Brückenschlag in die queere Vergangenheit kann hierbei Erklärungsmöglichkeiten bieten.

> »I have argued that lesbian and gay identity and communities are historically created, the result of process of capitalistic development that has spanned many generations. A corollary of this argument is that we are not a fixed social minority composed for all time of a certain percentage of the population. There are more of us than one hundred years ago, more of us than forty years ago. And there may very well be more gay men and lesbians in the future. Claims made by gays and nongays that sexual orientation is fixed at an early age, that large numbers of visible gay men and lesbians in society, the media, and the schools will have no influence in sexual identities of the young, are wrong. Capitalism has created the material conditions for homosexuals desire to express itself as a central component of some individuals' lives; now, our political movements are changing consciousness, creating the ideological conditions that make it easier for people to make that choices. […] In this respect gay men and lesbians are well situated to play a special role. Already excluded form families as most of us are, we have had to create, for our survival, networks of support that do not depend on the bonds of blood or the license of a state, but that are freely chosen and nurtured.«[7]

Der Historiker John D'Emilios argumentiert, dass Beziehungen außerhalb familiärer Konstruktionen zumindest für manche in der queeren Gemeinschaft eine notwendige Alternative für das soziale Überleben sind.

Die wirtschaftliche Eigenständigkeit eines Individuums bildet nicht nur dessen existenzielle Grundlage, sondern gleichsam eine Basis zur Schaffung von Freiräumen. Diese Ermöglichung eigener Lebensentwürfe umfasst insbesondere jene persönlichen Sphären, die unter traditionellen, spirituellen oder gar milieuspezifischen Umständen

---

7 John D'Emilio, Capitalism and Gay Identity, in: Henry Abelove, Michele Aina Barale, David M. Halperin, The Lesbian and Gay Studies Reader (New York 1993), S. 473ff.

tabuisiert oder nur eingeschränkt erlebt werden können. Geschlecht, Sexualität und Beziehungen werden somit – wenig verwunderlich – einer, dem Umfeld geschuldeten, rigiden Erwartungshaltung entzogen: Die mannigfaltigen Pflichten werden beiseitegeschoben oder ihnen wird gänzlich eine Absage erteilt, um dem Er- und Ausleben einer gleichgeschlechtlichen Orientierung oder der Zeichnung unkonventioneller Lebensstile nachkommen zu können. Das Phänomen eines finanziellen Wohlstandes vermag zwar die ökonomische Eigenständigkeit konventioneller und kleinteiliger Sozialsysteme (wie einer Familie) zu befreien, entbindet jedoch das Individuum keineswegs vom Wunsch, einer Gemeinschaft anzugehören. Dem Schritt in die queere Welt kann sowohl ein Begehren als auch der Wunsch nach Gemeinschaft zugrunde liegen. Diese selbstbestimmte Aneignung einer kollektiven Identität – einer beispielsweise queeren Gemeinschaft – muss als unweigerlicher Prozess verstanden werden, der drohenden Isolation als Mensch zu entgehen. Auch wenn familiäre Verbände im 21. Jahrhundert bestehen bleiben oder gar neu aufgebaut werden können (z.B. Regenbogenfamilien), so widersetzt sich dennoch das gelebte soziale Modell queerer Individualität einem dominierenden Mehrheitsverständnis. Oder anders formuliert: Wie viele haben schon das Glück, in eine queere Familie geboren zu sein? Die Divergenz zwischen dem angeborenen und dem erwünschten Habitat bleibt spürbar, erlebbar und sichtbar, weswegen die Hinwendung zu gemeinschaftlichen Alternativen in verschiedenster Prägung vollzogen wird.

Jedoch schafft niemand – auch keine Gemeinschaft – wertfreie Räume ohne Normen, Klischees oder Zuschreibungen. Jedes Kollektiv entwickelt in seinen Zusammenkünften und gruppendynamischen Prozessen entsprechende Werte und Haltungen, die wandelbar sowie ab und an willkürlich erscheinen können. Mehr noch: Viele dieser Normen werden unreflektiert angewendet beziehungsweise avancieren sie zu subkulturellen Standards. Der Mythos eines Pink Dollars liegt somit sowohl in der eigenen als auch der fremden Wahrnehmung versteckt, wird also gleichzeitig als Ideal und Zuschreibung am Leben erhalten.

Die Gründe für diese – in sich ergänzende – Dynamik unterliegen dem Streben nach persönlicher Zufriedenheit und Anerkennung. Und die Frage, warum queerer Wohlstand auch in Form von Luxusartikeln prestigeträchtig erlebt werden möchte, benötigt tiefergehende Erklärungsansätze.

Die Frage nach der Zufriedenheit in Verbindung mit Wohlstand ist dabei keine neue. Ganz im Gegenteil: Viele transnationale Unionen und Verbände erheben neben der innerstaatlichen Einkommensentwicklung im Vergleich ebenso Zahlen, die in der Lage sind, die Zufriedenheit der Bevölkerung widerzuspiegeln. Werden in weiterer Folge diese quantitativen Erhebungen mit qualitativen Befragungen bereichert, so entstehen interpretative Möglichkeiten, Schlussfolgerungen zu ziehen. Wie beispielsweise folgende Analyse über die Mitgliedsstaaten der Europäischen Union:

> »Darüber hinaus hat sich gezeigt, dass die Höhe des Haushaltseinkommens der Befragten für ihre Zufriedenheit mit der eigenen finanziellen Situation weniger wichtig ist als der im Haushaltsrahmen realisierte Lebensstandard. Insofern wäre davon auszugehen, dass es bei einer zunehmenden Angleichung der materiellen Lebensverhältnisse in der EU auch zu einer entsprechenden Annäherung der Zufriedenheit mit der finanziellen Situation kommen würde.«[8]

Die Angleichung materieller Lebensverhältnisse ist folglich ein elementarer Faktor im Erleben eigener Zufriedenheit. Diese Angleichung kann einem gesamtgesellschaftlichen Mittelwert entsprechen oder sich an einem subkulturell definierten Ideal (wahrgenommenen und geschätzten Mittelwert) orientieren. Wir haben somit verschiedene Optionen zur Auswahl, Referenzlinien eines erlebten Wohlstandes zu definieren, wobei erneut die sozial-kulturelle Verortung einflussnehmend wirkt. Pla-

8 Christoph Bernhard, Wohlstand wichtiger als Einkommen für Zufriedenheit mit der finanziellen Situation: Untersuchungen zur Zufriedenheit mit der finanziellen Situation im europäischen Vergleich, in: Informationsdienst Soziale Indikatoren (ISI), Nr. 26 (2001), S. 15, DOI: https://doi.org/10.15464/isi.26.2001.12-15 (3/2021).

kativ formuliert: Nehmen die selbstgesetzten Referenzwerte den statistischen Durchschnitt in den Fokus oder die queere Gemeinschaft oder gar das obere Einkommenssegment einer Gesellschaft? Je nachdem, ob der Vergleich in der eigenen Interpretation von Wohlstand und Zufriedenheit herangezogen wird, desto deutlicher kann ein Unterschied – im Positiven oder Negativen – ausfallen.

Die Annäherung an eine ökonomische Norm – und an eine Norm der Anerkennung – unterliegt individuellen und subkulturellen Parametern, die nicht zwangsläufig über die Formate einer queeren Gemeinschaft erfolgen müssen, sondern gleichsam andere Dimensionen der Referenzbildung – wie Ausbildung, Nationalität, Profession etc. – widerspiegeln können. Weiters können situationsabhängig mehrfache Referenzlinien aufrechterhalten bleiben, also die Anerkennung mehrerer Subkulturen beziehungsweise einer Mehrheitsgesellschaft, und von Subkulturen gesucht werden. Diese individuellen Referenzwerte sind somit wandelbar, veränderbar und keineswegs festgeschrieben, wobei dennoch konstante und internalisierte Parameter (beispielsweise Mindeststandards) entstehen können.

Gerade das Verständnis eines Wohlstands unterliegt vielen sozialen und kulturellen Einflüssen, ebenso regionalen und milieuspezifischen Prägungen. Die Codes, die in der Lage sind, Wohlstand zum Ausdruck zu bringen, müssen von vielen als solche gelesen werden können. Die Referenz benötigt eine Erkennung durch das Umfeld, um überhaupt zu einer Anerkennung gewandelt werden zu können.

> »Die hier vertretene These lautet, dass die Frage nach ›Wohlstand‹ und einem ›neuen Fortschritt‹ am Ende des neoliberalen Zeitalters in all diesen und anderen Arenen keine rein definitorische ist, die allein auf eine wertneutrale Gewichtung und Ausbalancierung makroökonomischer Indikatoren reduziert werden kann. Sie ist vielmehr eine Machtfrage. Wer obsiegt in der Debatte um die Frage, wie Wachstum, Wohlstand und Fortschritt definiert und gemessen werden, gewinnt Deu-

tungshoheit über zu fördernde und zu unterlassene gesellschaftspolitische und volkswirtschaftliche Entwicklungswege.«[9]

Eine sozioökonomische Perspektive, wie jene von Ecke und Petzold, setzen Wohlstand in Relation zu Wachstum und Fortschritt. Diese gesamtgesellschaftliche Sichtweise kann auf neoliberale Strukturen fußend makroökonomische Dimensionen beinhalten, wobei in einer erweiterten Perspektive zunehmend auch Machtfragen sichtbarer zum Vorschein kommen und eventuell als ausschlaggebender für persönlichen beziehungsweise subkulturellen Wohlstand erscheinen. Gerade breiter Wohlstand steht in starker Verbindung zu Verteilungsmacht und zu sozialpolitischer Gunst ökonomischer Entwicklungsmöglichkeiten. Das Kollektiv erfindet und wendet Möglichkeiten an, um Wohlstand zu verteilen (dies kann von effektiv über sozial bis hin zu eingeschränkt und minimalistisch ausfallen), soziale Netzwerke in Politik, Kultur und vor allem Wirtschaft wirken mit persönlichen Allianzen (der Gunst) und begünstigen (oder ermöglichen sogar) individuelle ökonomische Erfolge. Beide Formen des Wohlstandes, der kollektive und der individuelle, unterliegen somit machtvollen Alltagskulturen, in denen Normen, Standards und Moral implizite oder manchmal sogar explizite Kriterien der Zugehörigkeit darstellen. Das Geschlecht, die sexuelle Orientierung, die Hautfarbe und vieles mehr finden so ihre Anwendung. Damit ist es eine Zuerkennung von Macht, die, wenn sie auch nicht nachvollziehbar ist, so zumindest doch mehrheitlich anerkannt werden muss. Diese Anerkennung eines mächtigen Wohlstandes spielt intensiv mit dem Mythos einer Erreichbarkeit und bietet symbolische Identifikationen, die partiell erworben werden können und bereits kleinteilige Differenzierungen ermöglichen.

---

9 Matthias Ecke, Sebastian Petzold, Die Vermessung des Fortschritts, Konkurrierende Strategien zur Verallgemeinerung widerstreitender Wachstumsverständnisse, in: Abteilung Wirtschafts- und Sozialpolitik der Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.), Wohlstand, Wachstum, Investitionen, Junge Wissenschaft für wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt, WISO Diskurs, Expertisen und Dokumentationen zur Wirtschafts- und Sozialpolitik (Bonn 2012), S. 10f.

Diese Implikationen führen zu Ex- und Inklusionsmechanismen, denen man teilweise entgegenwirken kann.

Damit befindet sich die Aktionsfläche des queeren Wohlstandsgedanken auf demselben normativen Spielfeld wie Konzepte anderer Subgemeinschaften. Das Agieren auf diesem Feld führt unweigerlich zur Herausbildung von Formen gemeinschaftlicher Anerkennung (oder Missachtung) sowie zu einer subkulturellen Elitebildung. Sind somit alle subkulturellen Gemeinschaften dem gleichen Prinzip in derselben Intensität unterworfen oder sind doch manche queerer?

Die dominante sowie neoliberale Triangulation von Wohlstand, Wachstum und Fortschritt im Sinne von John D'Emilios historischer Aufarbeitung ist eventuell insbesondere in einem queeren Wohlstandskonzept tiefergehend verankert. Dies wird aufgrund folgender Überlegungen sichtbar:

Das persönliche Wachstum in eine Selbstständigkeit, aber auch in eine ökonomische Unabhängigkeit benötigt eine gemeinschaftliche Entwicklung, die dem Individuum Raum und Rahmen bieten kann. Der Wille zur Arbeit muss daher mit der faktischen Möglichkeit einer Erwerbstätigkeit kombiniert werden. Das Verlassen des Familienverbandes oder das Risiko eines familiären Bruchs aufgrund der eigenen queeren Identität benötigt eine sozioökonomische Option und Perspektive, besonders dann, wenn die freigewählte queere Identität öffentlich sichtbar zum Ausdruck gebracht werden soll oder nicht verborgen werden kann. Somit befeuert der Drang nach individueller Freiheit ein individuell ökonomisches Wachstum und damit in weiterer Folge gleichsam ein wirtschaftliches Wachstum in Gesamtperspektive einer queeren Subkultur. Natürlich gab es stets Einzelfälle, die unter gesellschaftspolitisch widrigen Bedingungen eine entsprechende Individualisierung einleiten konnten (beispielsweise Oscar Wild,[10] dessen familiärer und wirtschaftlicher Hintergrund keineswegs dem Durchschnitt seiner Zeit entsprach). Doch gerade diese Einzelbeispiele verdeutlichen die Gesetzmäßigkeit einer persönlichen und subkulturellen Wohlstandserlangung für die Entstehung einer

10 Matthew Sturgis, Oscar, A life (London 2018).

sichtbaren und breiten Queerness. Diese starke Verbindung zwischen Wohlstandsverständnis und Wachstum hat aus queerer Perspektive eine besondere Bedeutung, da es galt und gilt, sie permanent neu anzuwenden. Queerness trifft den Menschen individuell unabhängig von sozialen, familiären, kulturellen, ökonomischen, nationalen oder anderen Faktoren.

Der Fortschrittsgedanke, der ebenso dominant in einer queeren Subkultur zum Vorschein kommt, scheint diffiziler in der Verortung.

> »Diese Sittlichkeit als wechselseitige Form der Anerkennung von persönlichen Unterschieden auf der Basis eines geteilten Rechts- oder Werteverständnisses bildet die Identifikationsgrundlage zur Entwicklung von gemeinschaftlicher Solidarität. Ihre Ausbildung ist gemäss Honneth[11] abhängig vom Grad der Pluralisierung des sozial definierten Werthorizonts, aber auch vom Charakter darin ausgezeichneter Persönlichkeitsideale sowie von der ungebrochenen Kraft religiöser oder metaphysischer Überlieferungen und dem kulturellen Selbstverständnis. In der pluralistischen Gesellschaft sieht Honneth […] ein Ansatzpunkt zur Solidarität darin, dass die Subjekte über individuelle Leistungen entsprechend ihrer je eigenen Selbstverwirklichung zu sozialer Anerkennung gelangen, dass sich also in der pluralistischen Gesellschaft die Wertsetzung durchgesetzt hat, dass jeder einzelne die Chance zur Erlangung sozialen Ansehens erhalten muss. In der Praxis scheint die normative Einsicht, dass jeder Mitmensch die Chance zur Erlangung sozialen Ansehens erhalten muss, allerdings für bestimmte und wechselnde Gruppen von Gesellschaftsangehörigen zu jeder Zeit neu erstritten werden zu müssen. Wenn einige Minderheiten, wie beispielsweise ein grosser Anteil von Immigrantinnen, die längerfristig einen tieferen Rechtsstatus besitzen, keine ausreichende Rechtfertigung oder sozial wertschätzende Integration erfahren, kann dies die

11 Siehe: Axel Honneth, Das Recht der Freiheit, Grundriss einer demokratischen Sittlichkeit (Berlin 2011).

> Identifikation dieser späteren potenziellen Bürger mit der Bevölkerung nachhaltig beeinträchtigen.«[12]

Eindeutig kann die Erklärung eines tieferen Rechtsstatus auf die lange Historie der queeren Gemeinschaft übertragen werden, weswegen diesbezüglich die Erlangung von Ansehen – also einem Fortschritt in der Anerkennung einer mehrheitlichen Fremdwahrnehmung – zentrale Wichtigkeit besitzt. Der Fortschritt betrifft primär eine gesellschaftspolitische Dimension, die stets auf das Individuum und seine Möglichkeiten einwirkt. In weiterer Folge umfasst dieser Fortschritt gleichsam eine soziokulturelle Dimension, die sich in zwischenmenschlichen Interaktionsformen bemerkbar macht. Die Anerkennung queerer Individuen konnte und kann in spezifischen Milieus weit vor einer rechtlichen Gleichstellung erfolgen, weswegen beide Dimensionen des Fortschritts von Relevanz sind. Gleichsam können milieuspezifische Nachteile sogar dann noch bestehen und stark beeinflussend wirken, wenn rechtliche Gleichstellungen für unterschiedlichste Bereiche queeren Lebens erreicht wurden.

Wachstum und Fortschritt sind immanente Bestandteile eines Wohlstandskonzept queerer Gemeinschaften und übertreffen in vielen Facetten ein gesamtgesellschaftliches Motivationsmoment. Die Annäherung an die Norm im Kleid des Wohlstands hat sich für viele subkulturelle Randgruppen in der Vergangenheit als verlässliches Vehikel erwiesen. Gleichsam muss dieses Wohlstandbild auch als Form potenzieller queerer Inversion verstanden werden. Die Angepasstheit an gesamtgesellschaftliche Sozial- und Kulturparameter sowie die Darbietung von Wohlstandssymbolen bieten erkennbare Flächen der Performanz[13] für eine allgemeine wie subkulturelle Gemeinschaft.

---

12 Anita Horn, Anerkennung und Freiheit, Subjekttheoretische Grundlagen einer Theorie demokratischer Sittlichkeit, in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie (ARSP), Vol. 104 (2018), S. 38f., DOI: https://doi.org/10.5167/uzh-123911 (3/2021).

13 Judith Butler, Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität, in: Andreas Kraß (Hg.), Queer denken, Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies), (Frankfurt a.M. 2003), S. 151ff.

Diesem Bestreben liegt sowohl der Wunsch nach einer Annäherung an die Norm als auch der Gedanke einer exklusiven Separation gegenüber Mitgliedern der eigenen Gruppen zugrunde. Das stigmatisierte Anderssein soll reduziert, die exklusiv wirkende Eigendarstellung reproduziert werden. Die seit Jahren fortlaufend erhobene, queerökonomische Ist-Situation rückt dabei in den Hintergrund, weswegen der Mythos eines Pink Dollars unermüdliche Beständigkeit aufweist. Fügt man dieser Dynamik noch das mediale Bild der queeren Gemeinschaft hinzu, scheint die Chimäre aus Wunsch und Zuschreibung perfekt.

> »If middle-class propriety is a condition of good queerness, how does the representational field of popular culture make room for worthy, sexual queers from nonprofessional and working-class circumstances? The answer is ›infrequently‹ […]. That is a draining conclusion, however, if it means that queer class life has nowhere to go and nothing to do except to live with the limits dominance imposes, learning class rules from the cultural ether, and infusing that air with resignation in turn. What, alternately, might solidarity look and feel like? If it is true that cultural forms and everyday life are more connected than the fear of media influence communicates, it is also true that attachments to other kinds of narratives and characters matter.«[14]

Eine mediale Darstellung ist jedoch weder als historische Konstante noch als allumfassende Wahrheit zu deuten, da fortlaufend die kleinen und großen Einwirkungen auf Medien über die dominanten Bilder entscheidet. Dennoch können klischeeträchtige Bodensätze einer Vergangenheit weitreichende mediale Übereinstimmungen aufweisen, die aufgrund ihrer Verbreitung eine Bedeutungsschwere entwickelt haben, die nur mühsam zu Fall gebracht werden kann (hierbei bedenke man le-

14 Linda Henderson, Love and Money, Queer, Class, and Cultural Production (New York 2013), S. 50ff.

diglich die medialen Massendarstellungen queerer Gemeinschaften der letzten Dekaden)[15].

Der klassische queere Wohlstand orientiert sich stark an neoliberalen, kapitalistischen Grundthesen. Der ökonomischen Individualisierung – der Befreiung – folgend, scheinen viele Formen der feministischen Kapitalismuskritik nicht mehrheitsfähig innerhalb der postmodernen, virtuell vernetzten, queeren Gemeinschaft geworden zu sein. Die Mechanismen einer Anerkennung, der Zutritt zum »Vorhof der Macht«[16] und die Möglichkeit der partizipierenden Konsumation haben tiefgreifende Spuren hinterlassen, die durch ein mediales Bild der letzten Jahrzehnte bestätigt – eventuell sogar verstärkt – wurden.

In der Tat scheint der vorhandene queere Emanzipationspathos eine Weiterentwicklung dringend zu benötigen, die nicht nur der statistischen, queeren Realität entspricht und sie in selbstbewusste, politische Forderungen überführt, sondern gleichsam eine Hinwendung zu den gesellschaftskritischen Sozialbewegungen des 21. Jahrhunderts mit sich bringt. Hierbei muss die Gleichstellung queerer Menschen in Verbindung mit zukünftigen und globalen Herausforderungen gesehen werden. Eine übergreifende Solidarität mit queeren Gemeinschaften verschiedenster Kulturen sowie mit anderen etikettierten oder stigmatisierten Gruppen wäre dabei ebenso essenziell und fruchtbringend wie die stärkere Einbeziehung der gesellschaftspolitischen Globalthemen einer Ressourcenverteilung und Nachhaltigkeit. Die queere Gemeinschaft – egal wo und in welcher kulturellen Erscheinungsform – war und ist niemals eine Interessensinsel gewesen, die es sich leisten könnte, die aufbrausende See zu ignorieren.

Der queere Wohlstand fußt auf einem gemeinschaftlichen Wohlstandsgedanken, der insbesondere die individuellen, aber eben auch die globalen Herausforderungen und Unwegsamkeiten berücksichtigen

15 Siehe: Larry Gross, What Is Wrong with This Picture? Lesbian Women and Gay Men on Television, in: R. Jeffrey Ringer (Hg.), Queer Words, Queer Images, Communication and the Construction of Homosexuality (New York 1994), S. 143ff.

16 Siehe: Martin J. Gössl, Schöne, queere Zeiten? Eine praxisbezogene Perspektive auf die Gender und Queer Studies (Bielefeld 2014), S. 22.

muss. Hierbei darf das Argument in keine Entweder-oder-Situation führen, sondern muss als intersektionales Moment verstanden werden. Sexuelle Orientierungen und geschlechtliche Identitäten sind und werden auch weiterhin eine Biografie stark beeinflussen, denn selbst in naher Zukunft werden Verfolgungen, Bestrafungen, Verurteilungen und Diskriminierungen leider passieren. Und diese Bedrohungen sind Bestandteile gesamtgesellschaftlicher Systeme, weswegen eine spezifische, aber auch gesamtheitliche Perspektive notwendig ist. Demnach kann es nicht egal sein, wie konsumiert oder partizipiert wird: Ausbeuterische Arbeitsbedingungen für eine freies urbanes Leben, Schulabbrüche aufgrund stürmischer Jugendentwicklungen oder verarmtes und isoliertes Altsein nach Jahren der politischen Umbrüche haben aus queerer Perspektive ein anderes Gewicht. Queerer Wohlstand muss daher im Kleinen wie im Großen global, übergreifend und solidarisch gedacht werden, nicht nur um die queeren Erfolge des 20. Jahrhunderts einer Post-Stonewall-Ära in die nächste Etappe zu führen, sondern vor allem, um die Innovationen und Entwicklungen des 21. Jahrhundert zu befeuern.

4. Queerer Erfolg

»He explains: ›I started lifting weights when I was nine years old, for the diving. And that early impact… It's like with gymnasts, it keeps everyone quite small.‹ Daley shrugs, an Olympian whatevs. This is just one of those weird compromises – inexplicable and unacceptable to the rest of us – that Olympic athletes tend to make. […] Daley admits he has been criticised by some campaigners for continuing to enter competitions in countries where there is state-encouraged homophobia. ›I go to Russia to compete quite often. I've competed in the Middle East. Lots of people would say, ›Boycott. Don't go.‹ But, do you know what? I think that going there, in a married relationship, and being able to compete, and climb on to a podium as a gay man – I think that speaks louder than boycotting. I think it shows we're real. Visible. I think it's powerful.‹ […] So he steps to the edge of the concrete. ›This is Tokyo. I will stand at the end of the board and be present. I'll breathe. I'll see my son and my husband in the audience. And that'll be enough.‹«[1]

Es gibt viele Arten des Erfolges und eine weitaus größere Anzahl misslungener Erzählungen. Die Bereiche, in denen wir erfolgreich sein können und dafür entsprechende Anerkennung erfahren, sind weitreichend. Manche dieser Bereiche korrelierend wunderbar mit einem mehrheitlichen Verständnis von Erfolg, andere wiederum weisen

1 Tom Lamot, Tom Daley: ›I'm only recognised when strangers think of me in my pants‹, in: The Guardian, https://www.theguardian.com/sport/2020/feb/22/tom-daley-only-recognised-strangers-think-of-me-in-my-pants (4/2021).

eine spezifische Form der Anerkennung aus. Nicht jeder erfolgreiche Mensch ist zwangsläufig jedem ein Begriff oder falls doch, sind nicht automatisch die Parameter des Erfolges nachvollziehbar.

Das Eingangszitat stammt aus einem Interview mit Tom Daley, einem britischen Olympioniken, der sich 2013 via einer Videoplattform gegenüber der Weltöffentlichkeit outete.[2] Mit diesem Schritt wurde der junge Athlet über die Gemeinschaft der Sportart hinaus bekannt, besonders aber nicht nur einer queeren Subkultur. Seine Leistungen wurden plötzlich in ein medial besonders helles Rampenlicht gehoben, nicht ohne dabei seine sexuelle Orientierung und sein gutes Aussehen mit den sportlichen Erfolgen in Verbindung zu bringen.

Gerade der Sport macht Auszeichnungen besonders, denn in der gesellschaftlichen Arena der leistungsgetragenen Auseinandersetzung ist Erfolg anhand von Strecken, Zeiten, Punkten oder Koordinationen einfach messbar und vergleichbar. Die sportliche Auseinandersetzung wird unter den strengen Augen von Richter*innen ausgefochten und ist von medialer Euphorie begleitet. Schrittweise kommt man – bei Erfolg – immer weiter, um schließlich bei Weltmeisterschaften und Olympiaden hoffentlich mit der schönsten aller Farben, dem triumphalen Gold, prämiert zu werden. Das Podest, die um den Hals gehängte Medaille und der entsprechende Titel sowie die Bezeichnung dokumentieren diese oftmals flüchtigen Momente einer Spitzenleistung. Umso wichtiger ist es, den flüchtigen Glanz persönlich zu konservieren und der Darstellung der eigenen Persönlichkeit anzuhaften. Erfolg, nicht nur im Sport, kann im Vergleich, in der Missachtung oder in der Vergänglichkeit durch die Finger rinnen.

In vielerlei Hinsicht kann Tom Daley auf verschiedenen Ebenen Erfolg, aber mehr noch, queeren Erfolg für sich beanspruchen. Einerseits hat er es als Sportler an die Weltspitze geschafft und sich somit weitreichende Anerkennung einer sportlich-informierten Öffentlichkeit gesichert. Andererseits – mit seinem Outing – scheint er den Kreis der Anerkennung nochmals erweitert zu haben, nämlich um Menschen,

2 Tom Daley Channel, Tom Daley: Something I want to say …, in: YouTube.com, https://www.youtube.com/watch?v=OJwJnoB9EKw (4/2021).

die Sportereignissen prinzipiell nur wenig Aufmerksamkeit zukommen lassen. Ihm ist es – absichtlich oder unbewusst – gelungen, seine Leistung sichtbar zu machen und seinen Erfolg mit ihm als Person zu verbinden.

Sein Erfolg nahm nochmals Fahrt auf, als neben der Partnerschaft und der kurz darauf folgenden Hochzeit mit einem Academy-Award-Gewinner das Familienglück durch die Geburt eines gemeinsamen Sohnes abgerundet werden konnte. Plötzlich erweiterte sich Tom Daleys sportlicher Erfolg um den privaten Erfolg im Lebensbereich von Liebe und Partnerschaft und wurde mit der Gründung einer Regenbogenfamilie in die Öffentlichkeit und die queere Subkultur getragen, wobei dies von vielen Rezipientinnen und Rezipienten anerkennend zur Kenntnis genommen wurde. Zweifelsohne gilt Tom Daley als erfolgreicher Mensch, als queere Person mit Erfolg.

Die Anerkennung Vorzuweisender benötigt einerseits ein Gegenüber, dass dies erkennen und würdigen möchte. Andererseits muss dem im Raum Stehenden und Nachvollzogenen eine besondere Bedeutung beigemessen werden. Somit kann sich queerer Erfolg im 21. Jahrhundert durch viele Facetten begründen und befindet sich dabei erschreckend nahe an unreflektierten Darstellungsidealen der Postmoderne, näher als jemals zuvor: *Leistung*, *Liebe und Lust*.

Im Duden wird *Leistung* als »etwas Geleistetes; geleistete körperliche, geistige Arbeit; unternommene Anstrengung und das erzielte Ergebnis«[3] beschrieben. Leistung wird – noch spezifischer ausgedrückt – sowohl mit erbrachter Arbeit als auch mit erlebter Anstrengung und einem nachvollziehbaren Ergebnis verbunden. Gerade das Ergebnis als selbst- oder fremdgestecktes Ziel spielt in weiterer Folge bei der Zuerkennung von Erfolg eine ausschlaggebende Rolle. Gleichsam die Zu- und Anerkennung von Geleistetem hinsichtlich des Ergebnisses, also der kollektiven Klarheit über außergewöhnliche Zielvorgaben. Schnell wird deutlich, dass diese Form der Leistungsbestimmung, die durch Messbarkeit erschlossen werden kann, über

3 Duden Wörterbuch, https://www.duden.de/rechtschreibung/Leistung (3/2021).

breite Akzeptanz verfügen. So kann Sport durch Zeit oder Punkte, ökonomischer Erfolg durch Kontostände oder Mitarbeiter*innenzahlen und akademische Brillanz durch Titel und institutionelle Zugehörigkeit ausgedrückt werden. Dabei muss die Motivation differenziert werden, warum Leistung erbracht werden soll, da eine Person »[…] genuin Spaß an der Herausforderung hat, oder weil sie sich selbst ihrer Fähigkeiten versichern will, oder weil sie einen drohenden Misserfolg abwenden möchte«.[4] Im Lichte des Erfolgs können alle drei Formen der Motivation von Relevanz sein, wobei in der Fremdwahrnehmung vor allem die gestemmte Herausforderung und die Abwendung eines Misserfolgs Anerkennung erfahren.

Im Jahr 2009, kurz nach der weltweiten Finanzkrise, wurde erfolgreiches Agieren durch die Kombination aus Leistung in der Herausforderung, Versicherung eigener Fähigkeiten und zur Abwehr eines gemeinschaftlichen Misserfolgs von einer bis dahin wenig bekannten Politikerin vorgelebt.

> »Iceland's spectacular meltdown was caused by a banking and business culture that was buccaneering, reckless – and overwhelmingly male. […] The crisis led to the downfall of the government and the prime minister's residence – which resembles a slightly over-sized white dormer bungalow – is now occupied by Jóhanna Sigurdardóttir, an elegant 66-year-old lesbian who is the world's first openly gay premier. When she lost a bid to lead her party in the 1990s, she lifted her fist and declared: ›My time will come.‹ Her hour has now arrived – and the same is true for a cadre of highly accomplished businesswomen.«[5]

4 Thomas A. Langens, Leistung, in: Veronika Brandstätter, Jürgen H. Otto (Hg.), Handbuch der Allgemeinen Psychologie – Motivation und Emotion (Göttingen 2009), S. 217f.

5 Ruth Sunderland, After the crash, Iceland's women lead the rescue (21.03. 2009), in: The Guardian, https://www.theguardian.com/world/2009/feb/22/iceland-women (4/2021).

Die mediale Aufarbeitung konnte sich des queeren Erfolgs nicht erwehren: Die eigene Biografie bestach durch Höhen und Tiefen, verbunden mit in sich ruhender Weitsicht. Der Moment einer politischen Wiederkehr war von ökonomisch-apokalyptischen Rahmenbedingungen geprägt, weswegen die persönliche Offenheit die eigene sexuelle Orientierung betreffend geradezu authentisch leichtfüßig medial und gesellschaftspolitisch einsickern konnte. Jóhanna Sigurdardóttir durfte – noch vor ihrer ersten Amtshandlung –, durch jahrelange Leistungen und die Annahme einer Chance, nämlich Premierministerin des krisengebeutelten Islands zu werden, Erfolg und die plötzliche Anerkennung einer breiten Öffentlichkeit für sich verbuchen. Ihre Taten wurden nicht mehr nur in einem allgemeinen Bewertungsrahmen relativiert, sondern nun mit ihr als lesbischer Frau verbunden. Ihr Erfolg wurde zu einem queeren Erfolg, den die Politikerin als solchen auch selbst nutzen konnte, als sie 2010 unter der neuen gesetzlichen Bestimmung ihre Lebenspartnerin heiraten konnte.[6]

Die Leistungen der isländischen Politikerin wurden im größeren Rahmen wahrgenommen, als das Interesse an ihr geweckt worden war. Mag es der Krise, ihrer sexuellen Orientierung oder gar dem Zufall geschuldet sein, Jóhanna Sigurdardóttir wurde – obwohl in der tatsächlichen Essenz ihrer Leistungen unverändert – als erfolgreicher Mensch durch die Öffentlichkeit entdeckt. Ihr als Politikerin und lesbischer Frau wurden der Glanz eines queeren Erfolges verliehen und der Pathos einer queeren Pionierin angeheftet, und dabei wurde die queere Bühne geschaffen, Geleistetes wertzuschätzen. Zweifelsohne schaffte sie Beeindruckendes, doch genauso zweifelsfrei konnte sie durch Details ihrer Individualität weit über die Grenzen der nordischen Insel hinaus wahrgenommen werden.

Die substanzielle, ewige beziehungsweise wahre *Liebe* stellt die zweite Herausforderung in der generalistischen Sichtweise auf Erfolg dar und ist dabei nicht weniger komplex als die Frage nach der Anerkennung von Leistung selbst.

---

6 Siehe: Reuters, Iceland's gay PM marries partner under new law (28.06.2010), in: https://www.reuters.com/article/idINIndia-49721320100628 (4/2021).

> »Der Walt-Disney Komplex, also die Suche nach der/dem strahlenden Prinzessin/Prinzen soll als Beispiel dafür nicht unerwähnt bleiben. Trotz dem kritischen Hinterfragen bleibt der Mythos einer ›wahren‹ Liebe ganz nach filmischen Vorbildern bestehen und damit eine elementare Matrix stetiger Suche nach dieser fremdgeprägten Einmaligkeit. Die Suche nach einem/einer PartnerIn kann dabei zu einem liebgewordenen Tagtraum werden und die Suchmaske zu einem Produkt der eigenen idealisierten Vorstellung verkommen, zu einer perfekten Passform, die nicht nur den eigenen Interessen und Möglichkeiten entsprechen muss, sondern viel mehr noch, das zu erfüllen vermag, wozu man selbst nicht im Stande oder gewillt dazu ist.«[7]

Die Erscheinungsformen von Liebe und ihre von außen bestimmte Rezeption unterliegen vielfältigen Integrationsmodalitäten, wobei mediale Bilder sowie Erlebnisse und Vorbilder einflussnehmend auf die eigene Gestaltung und Bewertung wirken. Wahre Liebe ordnet sich dabei schnell einem Erfolgsverständnis unter, also dem Glauben, auch die emotionale Verbindung zwischen Menschen als gelungen und misslungen klassifizieren zu können. Für viele in einer virtuell vernetzten Gesellschaft ist die Erfüllung von wahrer Liebe und das Erleben einer erfolgreichen Beziehung wichtig geblieben oder sogar noch wichtiger geworden.[8]

Gerade in den letzten Jahrzehnten hat sich aufgrund gesellschaftspolitischer Veränderungen die queere Perspektive auf den Erfolg von Liebe und Beziehung verändert. Die zunehmende rechtliche Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Partner*innenschaften wurde von vielen engagierten Vertreter*innen einer queeren Gemeinschaft als sprichwörtlicher Fluch und Segen zugleich gefeiert. Nirgendwo anders wurde dieser argumentative Gegensatz so öffentlich und klar ausgedrückt wie in Großbritannien im neuen Jahrtausend:

---

7 Martin J. Gössl, Schöne, queere Zeiten?, S. 114.

8 Siehe: Silvia Fauck, Mid Love Crisis, Beziehungstipps für Fortgeschrittene (München 2020).

> »In Britain, legalizing gay marriage would be partly symbolic. Civil partnerships — passed under Prime Minister Tony Blair's Labor government — gave same-sex couples equal access to national pensions, inheritances, tax breaks and other rights enjoyed by married heterosexual couples. But Cameron, a Christian and married father of three whose position on same-sex marriage gradually evolved since winning the party's leadership in 2005, is calling gay marriage a matter of basic human rights. He is also making a pitch to uneasy religious conservatives, suggesting that the institution of marriage will reinforce traditional values of commitment and monogamy within the gay community.«[9]

Die Anerkennung queerer Liebe wurde im Zuge der Gleichstellung an ein mehrheitliches Ideal der Gesellschaft herangeführt, wodurch sich die Perspektive auf Erfolg in der Liebe und Beziehung wandeln musste. Ob einem konservativen Verständnis entsprechend oder nicht, wurde das jahrhundertealte Konzept der Ehe – und die damit verbundenen Werte – zu kolonialen Normen einer Mehrheitsgesellschaft, denen man sich nicht entziehen kann. Filme, Bücher, Gedichte, Social-Media-Auftritte, Tageszeitungen und familiäre Traditionen sind vollgepackt mit omnipräsenten ehelichen Erwartungen, denen man nun auch queere Beziehungskonstellationen unterwerfen kann. Somit bewegt sich das Individuum des neuen Jahrtausends zwischen gesellschaftlicher Anerkennung und sozialer Unordnung, zwischen Erfolg und Bedürftigkeit und eben auch zwischen idealisierten emotionalen Erfolg und der dargestellten Mangelhaftigkeit des Alleinseins.

> »It is ironic that both sides acknowledge the limiting of bodies and relationships produced through *Lawrence*[10] and same-sex marriage, yet

9 Anthony Faiola, British Conservatives lead charge for gay marriage (29.03.2012), in: The Washington Post, https://www.washingtonpost.com/world/british-conservatives-lead-charge-for-gay-marriage/2012/03/29/gIQAzatzjS_story.html (4/2021).

10 Siehe: Dale Carpenter, The Unknown Past of Lawrence v. Texas, in: The Michigan Law Review Association (Hg.), Michigan Law Review, Colloquium: The Bounda-

> neither examines the debate from a standpoint of raced and classed queer liminality. The modernist time claims of queer theorists are not useful because, given the current progression of the political landscape, it is not possible to reclaim that kind of activism without accounting for the mainstreaming of gay and lesbian culture. Further, the mainstream can no longer ignore queer critiques of governmental regulation and the interrogation of bodies and relations. Because both sides point to the production of bodies that exist outside of the either/or framing of the debates, should we not start our examination of the issue from these bodies/relations that toe the line between queer and mainstream?
>
> Liminal bodies are those bodies that slip in and out of spaces, but are not fully acknowledged in either space. Further, because liminal bodies actualize slippage between categories, they highlight the ability to get beyond the either/or framing of the debate, while showing cracks in institutional frameworks-cracks that are potential sites of resistance. Examining bodies that occupy the raced and class liminal space between the queer and the mainstream will further open up the debate, allowing scholars and activists to account for those who are forced to the margins by both sides in the dichotomous debate.«[11]

In der Tat ist die heteronormative Struktur der wahre Streitpunkt im Verständnis queerer Neuformulierungen und der Annahme rechtlicher Gleichstellung. Und diese Strukturen erweisen sich als hartnäckiger als gedacht, gerade hinsichtlich idealisierter Folgewirkungen. Queere Liebe, die anerkannte und sichtbare Form der Liebe, kann nun auch einem heteronormativen Raster unterworfen werden und somit – sollten weitere Ideale zum Tragen kommen – als klassisch erfolgreich verstanden werden. Details wie Monogamie oder ewige Beständigkeit sind schnell

---

ries of Liberty After Lawrence v. Texas, Vol. 102, No. 7 (2004), DOI: https://doi.org/10.2307/4141912 (4/2021).

11 Andrew Clark, Falling through the Cracks: Queer Theory, Same-Sex Marriage, Lawrence v Texas, and Liminal Bodies Lawrence v Texas, and Liminal Bodies, in: disClosure: A Journal of Social Theory, Vol. 20 (2011), S. 40, DOI: https://doi.org/10.13023/disclosure.20.04 (4/2021).

kommunikativ vermittelbar, wenn auch nur schwer oder äußerst spät überprüfbar. Und ganz plötzlich, auch wenn die animierten Trickfilme auf sich warten lassen, sind Vorstellungen von einer Zukunft wie in einem Walt-Disney-Märchen selbst für manche in der queeren Gemeinschaft der Traum einer erfolgreichen Liebe. Jedenfalls greift die normative Kraft um sich und beeinflusst jene stark, die sich mit der Anwendung traditioneller Beziehungsformen zufriedengeben und nur wenige Gedanken an die damit verbundenen Einschränkungen oder die daraus resultierenden Ausschlüsse verschwenden wollen.

Die Hingabe an die *Lust*, dem Erleben einer körperlich-sinnlichen Verbindung mit einem oder mehreren anderen, kann im 21. Jahrhundert in einer Weise erfolgen wie noch nie zuvor in der Geschichte der Menschheit. Onlineplattformen, etablierte Treffpunkte, urbane Vielfalt und die sexuelle Revolution um 1968 machen sexuelle Lust mehrdimensional erfahrbar.

> »[…] changes are not about sex per se, but they all touch on key themes about the personal life. They suggest how the formality of sexual emotions, manners, language, groups and hierarchies of the past have become increasingly supplanted by more informal relations, so sexual patterns have been ›deregulated‹. We now live in a world of sexual choices […], pure relationships […], cold intimacies […] and disclosing intimacies […]. Tight codes and formal rules have given way to more fluid rules and a highly questionable set of choices about the personal life. A seeming ›endless hunger for instant change‹, ›self reinvention‹ and ›short term living‹ have become themes which characterize the new personal – read also sexual – life.«[12]

Die aktuellen Möglichkeiten, die eigene Lust erkennen und erleben zu können, produzieren – fernab konventioneller Strukturen – ebenso Bewertungsformate erfolgreicher beziehungsweise misslungener Lusttransformation. Sowohl das lustvolle Spiel mit sich selbst als auch

12 Ken Plummer, Critical Sexualities Studies, https://kenplummer.com/publications/selected-writings-2/critical-sexualities/ (4/2021).

die lüsterne Verbindung mit anderen Menschen erfahren zunehmend Idealisierungen.

> »Popular media coverage may be sensationalistic, and undoubtedly influences attitudes and sexual behavior in adolescents and young adults. However, the hook-up phenomenon is not merely a creation of the media; rather, the media seems to be reflecting an actual shift in behavior. Such casual sexual experiences among college students are by no means a product of the 21st century; ›one-night stands‹ and ›casual sex‹ have been studied without the current ›hook-up‹ context […]. However, the high prevalence of these behaviors, coupled with an openness to display and discuss them, appears to be recent, particularly with respect to women […].«[13]

Die sexuelle Lust wird zur lebhaften Facette der individuellen Performanz und kann sowohl sichtbar als auch tatkräftig umgesetzt werden. Natürlich bleiben viele Formen der lustvollen Auseinandersetzung tabuisiert oder schambehaftet, jedoch lichtet sich der ominöse Nebel einer schmuddeligen Zuschreibungswolke: Queere Lustformen, für manche – oder viele – schambehaftet, wurden aufgespalten, wodurch manches Erleben queerer Lust zumindest gesehen werden darf, während andere Bedürfnisse weiterhin im Tabu verhaftet bleiben müssen. Diese Scham vor der ungezügelten Lust konnte und kann keinesfalls – und erst recht nicht im 21. Jahrhundert – auf exklusive Territorien der Gleichgeschlechtlichkeit beschränkt werden. Dazu erklärt der Queertheoretiker Michael Warner:

> »Normalization and deviant shame. In modern culture the statistical and demographic imagination has created a new variety of shame. Norm of health and physicality are no longer understood to steam from divine plan […]. So I experience shame in the degree of my deviance from this imagined but essentially distributional norm. Queerness can be understood as the constitutive antithesis of modern

13 Chris Reiber, Justin R. Garcia, Hooking up: Gender differences, evolution, and pluralistic ignorance, in: Evolutionary Psychology, Vol. 8, No. 3, (2010), S. 391.

> demographic imaginary, and therefore in a sense as its unanticipated by-product.«[14]

> »Queer culture has practiced in countless ways the complexities not just of shame but of performances of shame, of formally mediated imitations of shah that objectify counternormative experience, of squirm-making disturbances in social field that bring counterpublics into a kind of public co-presence while also deploying shame to make a difference from the public. […] Staging shame as disruptions of relationality, we paradoxically create new relationships insofar as we can school ourselves not to be ashamed of our shame – a project that of course disappears the second we persuade ourselves that not being ashamed of our shame requires us to be proud.«[15]

Die Scham aufgrund einer gesellschaftlichen Wahrnehmung einer queeren Andersartigkeit konnte sich – vor allem im Zuge der Stonewall-Revolution – zu einem Gefühl des Stolzes wandeln, wodurch nicht nur Privates, sondern auch die Lust als politisch und öffentlich verstanden wurde. Im Schatten gesellschaftspolitischer Auseinandersetzungen hat sich die Idealisierung einer erfolgreichen Lust – einer gelungenen Sexualität – verbreitern können. So sind nicht mehr nur Menschen queerer Gemeinschaften von den Fragen betroffen, wie es um das Sexleben steht und wodurch oder mit wem es gestaltet werden soll. Das Erleben von Lust hat sich aus Schlaf- und Hinterzimmer hervorgewagt und teilweise die mahnenden Konventionen vergangener Zeiten hinter sich gelassen. Die Entdeckung des eigenen Körpers und die Erfüllung sexueller Begierde lässt den Menschen – so ein moderner Glaube – erst ganzheitlich erscheinen. Die sexuelle Lust als *terra incognita* ruft zur Entdeckungsfahrt auf, fordert das Experiment ein und will das intensive Erleben in der einmaligen Existenz erfahren. Wer sich der lebhaften Lust entsagt, die oder der verzichtet – so scheint

14 Michael Warner, Pleasures and Dangers of Shame, in: David M. Halperin, Valerie Traub (Hg.), Gay Shame (Chicago 2009), S. 291.

15 Michael Warner, Pleasures and Dangers of Shame, S. 295f.

es – auf ein erfülltes Sein, auf das erfolgreiche Lustwandeln im Garten sexueller Freiheiten.

Die Orientierung queerer Erfolge an *Leistung*, *Liebe und Lust* spiegelt sowohl eine subkulturelle Historie als auch einen normativen Standard wider. Das kapitalistische Leistungsverständnis bietet stets die Möglichkeit, durch tatkräftige Schaffenskraft Erfolge verbuchen zu dürfen. Dies ist jedenfalls die große kapitalistische Erzählung, eine für manche bis heute gültige.

> »Ökonomische Ungleichheiten haben in Deutschland signifikant zugenommen. Sie gehen jedoch nicht mit mehr, sondern mit weniger ökonomischer Mobilität einher. Während am oberen Rand eine Konzentration von Spitzeneinkommen und Vermögen stattfindet – begünstigt durch eine entsprechende Steuerpolitik – verfestigt sich am unteren Rand die Armut auf dramatische Weise. Diese Polarisierungen der Sozialstruktur sind eingebettet in eine anhaltend hohe Chancenungleichheit im deutschen Bildungs- und Berufssystem. Wenn sich hier in jüngster Zeit Tendenzen einer abnehmenden Chancenungleichheit abzeichnen, dann dürften diese nicht zuletzt durch einen Trend bedingt sein, der bislang weniger Beachtung gefunden hat: die in der Tendenz abnehmende oder mindestens stagnierende intergenerationale Aufstiegsmobilität und die gleichzeitig zunehmenden Abstiege, insbesondere in den Mittelschichten.«[16]

Auch wenn Leistungserfolge im ökonomischen Verständnis wie in allen anderen Bereichen des Lebens durch viele Faktoren beeinflusst werden, so scheint die Aufstiegsfantasie als Produkt der eigenen Willenskraft prägnant. Umso schwerwiegender die daraus abgeleitete Anerkennung oder – im Umkehrschluss – die Zuweisung von Schuld bei nicht vorhandenem Erfolg.

Gerade die einflussnehmenden Faktoren auf Erfolg sind in einem queeren Verständnis besonders herausfordernd, denn eine gelingende

16 Olaf Groh-Samberg, Florian R. Hertel, Ende der Aufstiegsgesellschaft? (27.02.2015), in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.), APuZ aktuell, Aus Politik und Zeitgeschichte, 65, 10/2015 (Bonn 2015), S. 31.

Adoleszenz, ein befähigendes Bildungssystem oder ein authentisches Wirken als Mensch können aufgrund heteronormativer Parameter erschwert werden. Egal ob kräftezehrendes Outing in der Schule, verständnislose Eltern oder der Anpassungsdruck in einem Unternehmen, sie können individuelle Einflussfaktoren darstellen, die für das Individuum entsprechende Konsequenzen im Alltag mit sich bringen. Queerer Erfolg mag gerade aufgrund dieser biografischen Unwegsamkeiten glänzend erscheinen und eventuell aufgrund der gesellschaftlichen Situation der letzten Jahrzehnte sogar noch glänzender, wenn man es dann doch irgendwie mit irgendetwas geschafft hat. Dennoch dürfen erfolgreiche Einzelbeispiele – die als Exempel wichtige Vorbilder bieten – eine allgemeine, aber insbesondere eine queere Subkultur nicht über die Breite und Tiefe der noch immer vorhandenen queeren Herausforderungen hinwegtäuschen. Im Großen wie im Kleinen ist die Tatsache, eine Differenz zwischen sich und der Mehrheit diagnostizieren zu müssen, keinesfalls einfach und in vielen Fällen relevant, ein tiefgreifender biografischer Einschnitt:

> »Most homeless youth have histories of family disruption, abuse, and family substance use […]. LGBT status, although not necessarily the proximal cause of homelessness, is correlated with higher risk of many factors associated with homelessness, such as victimization at home and at school […]. Some homeless youth were ›kicked out‹ and others actually chose to leave because of conditions they could no longer tolerate […].«[17]

Queerer Erfolg in Form von Leistung, Liebe und Lust mag wie ein leichtfüßiger, harmonischer Dreiklang klingen, doch ist der Erfolg teils selbst- und teils fremdbestimmt. Gerade die Fremdbestimmung hat das Potenzial, prekäre Lebenslagen zu verursachen – beispielsweise Wohnungslosigkeit und Schulabbruch – oder den Rückzug in eine

17 Geoffrey L. Ream, Nicholas Forge, Homeless lesbian, gay, bisexual and transgender (LGBT) youth in New York City: Insights from the field, in: Child Welfare, Vol. 93, No. 2 (2014), S. 10.

heteronormative Farce zu begünstigen. Beide Momente – Prekarisierung und Rückzug – diffundieren die Egalität queeren Erfolgs als flächendeckendes Konzept, weswegen die Antwort auf die Frage, was queerer Erfolg sein soll, anders beantwortet werden muss.

Queerer Erfolg benötigt sowohl eine individuelle als auch eine kollektive Sichtweise, die den genannten Umständen der vielfältigen Einflussfaktoren auf queeres Leben gerecht werden. Normative Werthaltungen sind permanent im Wandel, werden aber gleichsam in vielfältiger Weise angewendet. Daraus ergeben sich multidimensionale Biografien queerer Individuen, wovon manche den Widrigkeiten zum Trotz ein gelungenes, vielleicht im Verständnis einer Mehrheitsgesellschaft sogar erfolgreiches Leben entwickeln und andere Menschen wiederum existenzielle Krisen erleben müssen. Diese einer queeren Gemeinschaft eingeschriebene Unwegsamkeit benötigt soziale Verantwortung für faire Entwicklungsmöglichkeiten und eine fundierte Fürsorge. Weiters bedarf es einer gelebten Offenheit für die vielen Variationen von Liebe und die freiwillig zelebrierten Formen der Lust, ohne dabei historische oder mehrheitliche Idealisierungen auf queere Menschen anzuwenden. Der wahre Erfolg liegt hierbei in der Selbstbestimmung der einzelnen Person, im Schaffen einer gemeinsamen Basis zu zweit oder mit mehreren Personen und im authentischen Erleben eigener lustvoller Vorstellungen. Allzu schnell – und das ist die alltägliche Gefahr auch der queeren Gemeinschaft – ist ein Urteil bei der Hand, was denn nicht alles etwas schräg oder zu konventionell sei. Der Glanz schöner Erfolge legt sich geschmeidig über viele Lebensbereiche und nicht allzu selten vermehrt er sich ergiebig. Die Folge können Idealisierungen durch Dritte sein, wodurch Leistung, Liebe und Lust noch eine weitere Erhöhung erfahren können. Allzu gerne werden in der Folge Vergleiche gezogen und scheinbare Defizite analysiert: Weniger Erfolg, keine Beziehung oder eine unkonventionelle Form der sexuellen Begierde, und schon bröckelt die herrschaftliche Fassade der Anerkennung. Doch gerade in der Vielfalt der Fassaden sollte die ergiebige Differenz zwischen Erfolg und queerem Erfolg liegen und folglich durch unkonventionelle Formen der Wertschätzung zelebriert werden. Ob Polyamorie, Lederfetisch oder Jobs, die lediglich ein Auskommen sichern – nichts von

dem sollte als Marker für die Fremdwahrnehmung queeren Erfolges angesehen werden, erst recht nicht, wenn es ein gesamtheitliches Bild der queeren Biografie zu berücksichtigt gilt. Solange heteronormative Sozialisierungsprozesse negative Auswirkungen auf queere Individuen haben, so lange wirken gesamtgesellschaftliche Bewertungsmuster von Erfolg schwerwiegend verzerrend auf queere Biografien (abgesehen von der generellen Tatsache, dass Bewertungsmuster von Erfolg nur partiell fair gestaltet sind). Deswegen ist es gerade für eine queere Subkultur – die sich vielleicht gern im Glanz mehrheitlicher Anerkennung suhlt – wichtig, zu hinterfragen, wann jemand ins Lächerliche gezogen oder in die Unsichtbarkeit gedrängt wird. Beide Mechanismen sind allzu bekannte Formen, um Etikettierungen und Stigmatisierungen aufrechtzuerhalten, die niemandem in der queeren Gemeinschaft egal sein dürfen.

Der queere Erfolg besteht aus der gemeisterten Herausforderung, ein emphatisches Leben in einer Gemeinschaft entwickelt zu haben, in der man offene Wertschätzung für seinen Nächsten und dessen Möglichkeiten zum Ausdruck bringt.

5. Queeres Amüsement

Der künstlerische Ausdruck einer subkulturellen Gemeinschaft verfügt stets über eigene Formen und Standards, um spezifische Erzählungen zu kreieren. Die Unterhaltung kann dabei mit oder über eine heteronormative Gesellschaft vollzogen und gleichsam von queeren und nonqueeren Menschen geschaffen werden. Selbst der Ort einer Gay Liberation, das Stonewall Inn, Sinnbild queeren Amüsements der Zeit, wurde von der örtlichen Mafia – also von nonqueeren Menschen – geplant, umgesetzt und betrieben.[1]

Queere Unterhaltung umfasst sowohl stille Freuden wie Bücher oder Bilder als auch sichtbare Expressionen wie Musik, Bars, Clubs oder Darbietungen und spiegelt sich selbst im Persönlichen wider, also in Anredeformen, Witzen, unverfänglichen Gesprächsthemen und vielem mehr. Das queere Amüsement fungiert als Treffpunkt, als Erlebnis einer Gemeinsamkeit und ist in diesem Verständnis sicherlich keine Erfindung des 20. Jahrhunderts, sondern historisch viel weitreichender. Hinzuzufügen ist, dass queere Unterhaltung nur in manchen Ausdrucksweisen formalisiert oder Bestandteil von Inszenierungen ist, viel öfter kommen queere Interaktionen in alltäglichen Situationen zum Ausdruck und folgen einem informellen Skript. Ein Skript, das sich auch innerhalb einer queeren Kultur in subkulturelle Erzählungen aufspalten lässt, ab und an über internationale Codes verfügt (beispielsweise populäre Kultfiguren des öffentlichen

1 Siehe: David Carter, Stonewall, The Riots that sparked the Gay Revolution (New York 2004), S. 79ff.

Lebens) oder regionale Spezifika aufweist. Das queere Amüsement findet sich gleichsam in einem öffentlichen und einem privaten Raum wieder und lässt sich – wenn erwünscht und durch die Anwesenden möglich – stets reproduzieren und inszenieren.

> »Gay culture can refer to new works of literature, film, music, art, drama, dance, and performance that are produced by queer people and that reflect on queer experience. Gay culture can also refer to mainstream works created mostly by heterosexual artists, plus some (closeted) queer ones, that queer people have selectively appropriated and reused for anti-heteronormative purposes.«[2]

Der US-amerikanische Queertheoretiker David Halperin versucht in seinem bahnbrechenden Werk am Ende seiner Ausführungen über die Tatsache, »How to be Gay«[3], eine Definition schwuler Kultur, wobei ihm selbst der Verzicht auf ein übergeordnetes Queer misslingt. Er bezieht sich in seinem Versuch auf ein ebenso breites Verständnis der involvierten Personen, in dem er queere Menschen und deren Reflexionen queerer Erfahrungen benennt, wobei eben auch nonqueere Personen Beiträge liefern können beziehungsweise geliefert haben. Halperin stellt des Weiteren fest, dass diese Form der Kultur – oder auch Subkultur – einen essenziellen Faktor in der queeren Gemeinschaft vor und nach Stonewall darstellt.

> »It is clear that traditional gay male culture – that is, subculture – continues to provide queers of all sorts with emotional, aesthetic, even political resources that turn out to be potent, necessary, and irreplaceable. The open and explicit gay male culture produced by gay liberation has not been able to supplant a gay male subculture, grounded in gay identification with non-gay forms, or to substitute for it an original gay male culture grounded in the vicissitudes of gay identity. The

2 David M. Halperin, How to be Gay (Cambridge Massachusetts 2012), S. 421.

3 Siehe: David M. Halperin, How to be Gay.

> impetus driving much gay cultural production still springs less from gay existence than from gay desire.«[4]

Diese Kultur ist nicht nur Bestandteil queeren Amüsements, sondern auch nachvollziehbare Ausdrucksform. Es sind queere Interaktionsformen, die ein kulturelles Gruppengefühl kreieren und damit Zugehörigkeit zum Ausdruck bringen. Viele dieser Formen sind unpopuläre Codes geblieben, die nur wenig Interesse der Mehrheitsgesellschaft hervorgerufen haben. Doch auch dies scheint sich mit dem ausgehenden 20. Jahrhundert zumindest teilweise verändert zu haben. Serien, Filme, Bücher, Theaterstücke und vieles mehr sind nicht nur Bestandteil einer größeren Rezeption von Unterhaltung geworden, sondern werden zunehmend in der Essenz einer Subkultur erfahrbar.

> »When it debuted on TV, Will & Grace[5] was revolutionary. Not only was it the first mainstream LGBTQ sitcom on TV, but it was one in which gay life was portrayed in a naturalistic way; […] Television – particularly on cable and streaming sites – has changed exponentially in the 20 years since the show began, with a myriad of diverse representations of the LGBTQ community, […].«[6]

Diese subkulturellen Einblicke einer breiten Öffentlichkeit beeinflussen natürlich auch queere Etikettierungen und Stigmatisierungen. Darüber hinaus sind solche amüsanten Formate in der Lage, mehrheitliche Normen und Ideale zu verändern. Gerade Bilder in Television oder Internet erweitern, verdrängen, formen und verkürzen queere Wahrnehmungsmuster sowie entsprechende Erwartungen. Dabei sind zwar weiterhin normative Parameter einer Mehrheitsgesellschaft

---

4 Ebd., S. 427.

5 Will & Grace, TV Series (1998-2020), https://www.imdb.com/title/tt0157246/ (4/2021).

6 Jane Mulkerrins, ›We had death threats‹: the defiant return of Will & Grace, The groundbreaking TV show returns to tackle Trump, butt doubles and Madonna-bashing millennials (20.01.2018), in: The Guardian, https://www.theguardian.com/culture/2018/jan/20/we-had-death-threats-the-defiant-return-of-will-grace (4/2021).

prägend, beispielsweise in den Fragen, wieviel Nähe und Haut gezeigt werden dürfen oder wie explizit die Sprache ausfallen darf, doch ist der Rahmen des Möglichen nicht unverrückbar. Die Grenzen sind neben klaren rechtlichen Vorgaben vielmehr unausgesprochen in Verhandlung, denn mediale Formate sollen Interesse und keine Ablehnung beim Zielpublikum – beispielsweise der Allgemeinheit im Vorabendprogramm – hervorrufen. Genau die feine Linie zwischen sozialem Ekel und überraschendem Witz ist es, die es zu zeichnen gilt; sie ähnelt einem Drahtseilakt, wenn die Prämisse des Formats ein flächendeckender Erfolg sein soll. Die Feinheit der Linie umfasst gleichsam die subkulturell wichtige Grenze, ob das Publikum mit oder über einen Fernsehcharakter lacht.

Seit der Jahrtausendwende haben sich weitere queere Formate in einem allgemein wahrnehmbaren Kontext etablieren können und dabei spezifische Facetten einer queeren Subkultur ins Rampenlicht der Öffentlichkeit gestellt. Auch der mediale Entwicklungsprozess der letzten Jahrzehnte verdeutlicht klar, wie schnell sich Vorstellungen von adäquater Unterhaltung in postmodernen, virtuell vernetzten Gesellschaften verändert haben, oder anders auf den Punkt gebracht: wie stark die Virtualisierung der Medienformate globale Märkte (und subkulturelle Zielgruppen) erobern konnte und Auswirkungen auf die gesellschaftlichen Vorstellungen haben kann.

> »Through Drag Race, the language of drag is not just gaining recognition by a wider public – it is being turned into a new art form through memes, GIFs, and content that floods millions of people's social media feeds. […] On Drag Race, language stops being just subcultural ›lingo‹ and is a vehicle for speading and popularizing drag slang, which is heavily used, explained, and commented on during the show and subsequently adopted by pop culture.«[7]

7 Carolina Are, How »RuPaul's Drag Race« changed the way we speak (02.10.2019), in: Quartz Media Inc., https://qz.com/quartzy/1715788/how-rupauls-drag-race-made-lgbtq-culture-mainstream/ (4/2021).

Der Tradition einer New-Yorker-Ballroom-Szene[8] folgend, erschuf der Performer und Künstler RuPaul ein Serienformat, das sowohl queere Grenzen als auch heteronormative Vorstellungen zu sprengen in der Lage war. Mit seinem *Drag Race* wurde ein Segment queerer Darstellungskultur, nämlich die Drag-Performance, in den Mittelpunkt der Sache gerückt und erfreut sich seither unheimlicher medialer Popularität. Selbst in der Vergangenheit in der eigenen queeren Subkultur nicht immer liebevoll gewürdigt, avanciert die Drag-Performance zum Kultstatus, der durch verschiedene Künstlerinnen und Künstler in unterschiedlichster Weise zum Ausdruck gebracht wird, wobei das Amüsement im Zentrum des Unterhaltungsformats steht.

> »Much of the openly gay-themed culture that has emerged since Stonewall continues to share the revolutionary goals of gay liberation. Its originality, artistic experimentation, and sheer brilliance are very far removed from the standard gay identity politics of the mainstream gay movement. But that genuinely inventive gay culture has suffered the same fate as the identity-based culture that emerged in the same period, insofar as both seem to arouse in gay audiences a similar sense of tedium. It is as if contemporary gay people have a hard time distinguishing truly original, innovative queer work from the comparatively trite, politically earnest, in-group cultural productions that you find on the Logo Channel.«[9,10]

In der Tat sieht der bereits zitierte David Halperin in der medialen Darstellung queerer Inhalte der aktuellen Welt die drohende Banalisierung queerkreativen Erfindungsreichtums. Ob dem so ist, bleibt offen, jedenfalls haben RuPauls Showformat und die dort dargebotenen, quee-

---

8 Paris is burning, Dokumentation (1990), https://www.imdb.com/title/tt0100332/ (4/2021).

9 »Logo is a television and digital entertainment brand inspired by and for the LGBTQ+ community. From entertainment to activism, Logo features one-of-a-kind personalities, shows, specials, and stories with a distinctly queer lens.« Selbstbeschreibung von Logo (http://www.logotv.com, 4/2021) auf YouTube (https://www.youtube.com/user/LogoTV/about, 4/2021).

10 David M. Halperin, How to be Gay, S. 428.

ren Inhalte einen tiefgreifenden Einfluss auf postmoderne, queere Gemeinschaften und auf die Gesellschaft im Allgemeinen.[11]

Jedenfalls – und darin verborgen liegt ein tragfähiger Kompromiss in David Halperins Einschätzung – unterliegt das queere Amüsement stetig und permanent sozialen Einflüssen, die einerseits aus der queeren Gemeinschaft selbst und andererseits natürlich durch weitreichende Trends oder populäre Maßnahmen entstehen können. Die Gay Liberation von 1969 in Manhattan hatte – wenngleich die gesamte gesellschaftspolitische Situation zu berücksichtigen ist – beispielsweise einen elementaren Einfluss, welche Angebote in welcher Form einer queeren Subkultur dargeboten wurden. Der Historiker Christopher Mitchell stellt dazu in seiner Dissertation über die queere Wirtschaft in New York City fest:

> »[…] queer people themselves – as the central entrepreneurs, displacing the older system of the closet economy in which straight outsiders, typically under the aegis of organized crime, dominated. As a movement that has occurred largely within markets, Gay Liberation and liberalization is a remarkable achievement for a social group whose very emergence was defined by and limited to stigmatized and criminalized markets. However, the history of the market also suggests some important limitations.«[12]

Das queere Amüsement der damaligen Zeit unterlag einem radikalen Wandel, der vor allem auf die systematischen und gesellschaftspolitischen Veränderungen zurückgeführt werden muss. Doch solche Veränderungen eines queeren Lebens sind kontinuierliche Entwicklung, weswegen ein Stillstand unmöglich erscheint. Die queere Anerkennung von erwünschtem und nachgefragtem Amüsement hat sich stets verändert

---

11 Siehe: Cameron Crookston (Hg.), The Cultural Impact of RuPaul's Drag Race (Bristol, Chicago 2021).

12 Christopher A. Mitchell, The Transformation of Gay Life from the Closet to Liberation, 1948-1980: New York City's Gay Markets as a Study in Late Capitalism, Dissertation Rutgers, the State University of New Jersey (New Brunswick 2015), S. 408.

und an die Gegebenheiten der Zeit und des Ortes angepasst. Es wäre falsch, zu glauben, dass queere Illegalität das queere Amüsement komplett verhindern würde oder globale Vernetzungen nicht auch entsprechende Auswirkungen in jenen Regionen dieser Welt entfalten würden, wo dem queeren Leben in der Alltagskultur starke Repressalien drohen können.

> »[…] the creation of a public discourse of gay pride and the practice of ›coming out‹ enervated the power of anti-gay stigma to constrain gay social, cultural, economic, and ultimately political activities. Rather than a successive chronology, my framework views this long period of liberalization as one in which the market-based aims of liberalization and the more politically intersectional and transformative aims of Gay Liberation overlapped and sometimes competed. […] If, as my introduction suggests, the more recent past has been characterized by the collapse of the local gay market, then it behooves activists and thinkers in the LGBTQ movement to look not only at the ways in which market strategies can help us to break down the barriers of racial, gender, and economic justice as well as the ways in which those strategies have been incommensurate to the task.«[13]

In der Tat lässt sich der Wandel nicht leugnen. So zeigen Zahlen aus New York City einen eindeutigen Rückgang von Institutionen der über die Stadtgrenzen hinaus bekannten queeren Barszene:

> »While all gay bar listings declined by 36.6 percent between 2007 and 2019, the number of listings for bars serving people of color declined by 59.3 percent, cruisy men's bar listings declined by 47.5 percent, and bars for women declined by 51.6 percent. Discussions of gay bar clo-

13 Christopher A. Mitchell, The Transformation of Gay Life from the Closet to Liberation, 1948-1980: New York City's Gay Markets as a Study in Late Capitalism, Dissertation Rutgers, the State University of New Jersey (New Brunswick 2015), S. 409.

> sures should pay attention to those LGBT communities at greatest risk of losing their places.«[14]

Dieser Wandel umfasst ganze queere Nachbarschaften, die sich nahezu weltweit in oftmals urbanen Zentren herausgebildet haben, wobei Versuche, den Trend aufzuhalten, nur wenig erfolgreich erscheinen.

> »Some worry about cities losing prominent cultural identities as gayborhoods shrink, even to the point of suggesting municipal interventions such as rent controls. But the shift appears to be happening organically as cities and societies undergo a variety of changes, and even the best-intentioned government interventions have the potential to backfire. Municipal leaders largely seem to be working with the changing neighborhoods and embracing the progress and innovation that comes with more integrated cities.«[15]

In der Tat ist die soziale Veränderung einer queeren Gemeinschaft nicht aufzuhalten und – wie bereits historisch dargelegt – ein kontinuierlicher Prozess. Queeres Amüsement als zentraler Bestandteil erkennbarer Nachbarschaften ist mit dem beginnenden 21. Jahrhundert weniger stark nachgefragt als in den Dekaden davor. Das Erleben verschiedener queerer sozialer Bedürfnisse und der Bedarf nach queerer amüsierender Freizeitgestaltung hat sich zu einem ausschlaggebenden Anteil in die virtuelle Welt verschoben, die überall und jederzeit abgerufen werden kann.

Virtuelle Datingplattformen machen es einfach, über Mobiltelefon oder Computer das Kennenlernen zu gestalten, wobei ebenso unkompliziert queerspezifische Produkte online bestellt werden können. Dar-

---

14 Greggor Mattson, Are Gay Bars Closing? Using Business Listings to Infer Rates of Gay Bar Closure in the United States, 1977-2019, in: Socius: Sociological Research for a Dynamic World, Vol. 5 (2019), S. 2, DOI: https://doi.org/10.1177/2378023119894832 (4/2021).

15 Katie Pyzyk, The disappearance of the modern-day ›gayborhood‹ (07.11.2017), in: Smart Cities Dive, https://www.smartcitiesdive.com/news/the-disappearance-of-the-modern-day-gayborhood/510134/ (4/2021).

aus folgende Dates finden im liberalen Ambiente ihre Umsetzung oder verlagern sich ins Private.

Die Gefahr dieser – teils nur spärlich reflektierten – queeren Kulturtransformation zieht dann bedenkliche Effekte nach sich, wenn die Marginalisierung queerer Individuen in der Ausgestaltung eines Amüsements – insbesondere eines queeren Amüsements – und dessen Rezeption negativen Assoziationen Vorschub leistet.

> »But it's an unavoidable truth that the rise in cultural representation in the US and UK is also at odds with the lived experience of many LGBTQ+ people. The last 10 years might have brought with them new legislative freedoms – but these have been met with a backlash, including a shocking rise in hate crime on both sides of the Atlantic. […] As capitalism tightens its grip on queer stories, we should pay close attention to the type of LGBTQ+ stories that are becoming marketable – and also who is benefitting from the way that these stories are being told. While culture might appear to be embracing LGBTQ+ stories, if it fails to embrace LGBTQ+ creators too, then this decade's queer awakening might end up being ›just a phase‹.«[16]

In der Tat können sich aus der Reproduktion der Wirklichkeit und der realen Gegebenheit Diskrepanzen bei der Anerkennung ergeben. Wenn das queere Ideal sich im Alltag so gänzlich anders darstellt, das medial vermittelte Bild nur teilweise oder gar nicht zum Tragen kommt, dann droht die Gefahr, dass der Schein der Anerkennung über die realen Untiefen folgenschwerer Zuschreibungen hinwegtäuscht. Dies kann einerseits jene queeren Personen treffen, die Teil eines Amüsements werden wollen und können, aber den vorhandenen – willkürlichen – Idealen nicht entsprechen, und andererseits für jene im Alltag zu einem herben Erlebnis werden, die sich plötzlich mit Klischees konfrontiert sehen, die sie nicht erfüllen wollen oder können.

---

16 Louis Staples, Did culture really embrace queer people this decade? (26. 12.2019), in: BBC Culture, https://www.bbc.com/culture/article/20191218-the-decade-that-saw-queerness-go-mainstream (4/2021).

Diese räumliche und emotionale Entfernung einer queeren Nachbarschaft mag der Individualisierung geschuldet sein. Die gemeinschaftlichen Angebote und das kollektive Zusammensein werden so für eine individuelle Lebensgestaltung eingewechselt. Und nachdem jedes Individuum nur beschränkt Lebenszeit für die Erfüllung der eigenen Bedürfnisse per Naturgesetz aufbringen kann, bleiben in modernen Zeiten viele Formen des realen Amüsements unbedacht und ungenutzt. Das virtuelle Kollektiv scheint dabei ausreichend Erfüllung zu bieten, die Angebote eines queeren Amüsements und deren willkommene Seiteneffekte – Spaß, Liebe, Freundschaft und Sex – bleiben Gelegenheitsphänomene für das eine oder andere Wochenende. Die selbstgeführte Organisation privater Beziehungen als Teil der freien Individualisierung verändert dabei nicht nur die Kollektivität real queerer Gemeinschaften, sondern auch die klassische Konstellation sozialer Konstrukte wie Familie oder Partnerschaft:

> »However, alongside this, there was also strong evidence amongst the people interviewed of a set of interrelated relationship practices that served reparatively to suture the selves undone by processes of individualization. These practices can be understood as counter-heteronormative, in that they challenged the dominant heterosexual model of personal relationships that values and privileges the co-residential conjugal couple relationship above all others. These practices were: the prioritizing of friendship, the de-centring of sexual/love relationships, and the forming of non-conventional partnerships. […] This meant that very few people constructed the sexual/love relationship as the exclusive space of intimacy in their lives, and indeed for many it was not even the primary space of intimacy. This de-centring of the sexual/love relationship was understood self-reflexively by many interviewees as consequent on the experience of divorce or the ending of a long-term cohabiting relationship; the pain and disruption this caused was seen as giving rise to a new orientation to

> relationships—the linked downplaying of sexual/love relationships and the increased valuing of friendships.«[17]

Aus dieser qualitativen Analyse kann die Vermutung formuliert werden, dass auch queerkollektive Interessengemeinschaften eine symbolische Entsolidarisierung erfahren und in der Wahrnehmung des queeren Individuums nur mehr teilweise und beschränkt oder gar keine Rolle spielen.

Die dahinterliegenden queeren Kulturen (wie auch jene von *non-governmental-organizations* [NGOs]) mit ihren regionalen, sozialen und gesellschaftspolitischen Komponenten geht zunehmend verloren oder wird von wenigen am Leben erhalten, wobei dies zumal dann besser gelingt, wenn Förderungen oder Mitgliedsbeiträge und nicht wirtschaftliche Erträge den Fortbestand sichern.

Droht das Ende eines vielfältigen queeren Amüsements oder gar die Reduzierung auf ein Erleben von Sexualität?

> »Of all the men going to sex venues, 75 % went to public cruising areas and 61 % to baths. We found that 39 % of men who went to sex venues went only to public cruising areas (cruisers), 25 % went only to baths (bathers), and 36 % went to both types of venues (multivenue users). The demographic characteristics of the men were similar across the 3 possible patterns of venue use, although men younger than 26 years and men older than 55 were more likely to be cruisers (50 % and 57 %, respectively) than were men in their mid-20s to mid-50s (33 %–46 %).«[18]

---

17 Sasha Roseneil, Queer Individualization: The Transformation of Personal Life in the Early 21st Century, in: NORA – Nordic Journal of Women's Studies, Vol. 15, No. 2-3 (2007), S. 92f., DOI: https://doi.org/10.1080/08038740701482952 (4/2021).

18 Diane Binson, William J. Woods, Lance Pollack, Jay Paul, Ron Stall, Joseph A. Catania, Differential HIV Risk in Bathhouses and Public Cruising Areas, in: American Journal of Public Health, Vol. 91, No. 9 (2001), S. 1484, DOI: https://ajph.aphapublications.org/doi/10.2105/AJPH.91.9.1482 (4/2021).

Trotz virtueller Möglichkeiten weisen sexuell amüsierende Orte eine beeindruckende und hartnäckige Beständigkeit auf. Einige Argumente können dafür die Begründung liefern: Einerseits hat sich der Glaube, virtuell anonym agieren zu können, im Rahmen der allgemeinen Sensibilisierung den Datenschutz betreffend weitreichend relativiert. Andererseits können aus virtuellen Verhaltensweisen treffsichere Profile des Begehrens entworfen werden, die gerade für Menschen, die sich keiner queeren Gemeinschaft anschließen, aber queere Sexualität wollen, kompromittierend wirken. Natürlich wird ebenso das kritische Potenzial jener, die sich einer virtuellen Fremd- beziehungsweise Selbstdarstellung unterwerfen wollen, größer und sensibler. So manchen ist die virtuelle Verkürzung auf wenige Marker und das Eigenmarketing ein Mysterium oder schlicht unbefriedigend. Jedenfalls mögen virtuelle Kennenlernformen für eine Vielzahl an Menschen funktionieren (die User*innenzahlen sprechen für sich), doch benötigt die darauffolgende physische Vertiefung entsprechend reale Räume der Umsetzung, die eventuell selten ungeteilt oder nur in engen sozialen Verbänden gegeben sind. Darüber hinaus kann sich eine virtuelle Anbahnung zeitlich aufwendiger gestalten, da die persönliche Situation lange unkenntlich bleibt oder Mobilität schwer möglich erscheint, ganz abgesehen von der Macht der medialen Reduzierung auf wenige Bilder, die zwischen Personen ausgetauscht werden und binnen Sekunden entscheiden, ob ein Treffen gewollt, eventuell möglich oder gar ausgeschlossen wird. So manches von diesem Aufwand fällt bei queeren Orten sexuellen Amüsements weg, da sowohl Ort als auch gemeinsame Zeit und in der Regel die Motivation, warum man sich an diesem Ort befindet, eindeutig erscheint. Hierbei ist es genauso wenig überraschend, dass gerade solche Orte gern über Bargeldbezahlung verfügen und die Anonymität ihrer Kunden zu schützen wissen.

Trotzdem darf ein Zweifel bestehen bleiben: Ist queeres Amüsement in postmodernen und virtuell vernetzten Gesellschaften auf Sex zu reduzieren? Eine Antwort dazu kann lauten:

> »As a matter of fact back/darkrooms are still existing and still founded. First because there are still many men without options of intimate

> sexual contacts in their everyday heteronorm-designed life, and second, queer culture is inevitable pinned on sexual desire. Same-sex intimacy is, unnecessary what intensity, something ›different‹. Every space where this intimacy can happen without disappointing social concepts of normality, are decent for all queer-defined people at many steps in their lives.
>
> Moreover observing the social interaction in back/darkrooms it becomes clear that such spaces are much about an egalitarian understanding on basic principles of sexual attraction, where – because of the non-conformity of this rooms – other social and informal customs, bias or social rules are not that relevant in a Bourdieu'ish self-understanding and self-representation. Comparing to the all-embracing heteronormativity, back/darkrooms are perhaps spaces of concentrated homosexualization and the inevitable answer for the daily impossibility of living queer companionship and intimacy.«[19]

In der Tat sind selbst Räume, die einen primären Bezug zur Sexualität haben, mehr als nur Orte der Begierde. Vielmehr bieten diese Flächen queersoziale Interaktionsmöglichkeiten, die sich klar aus einem heteronormativen Verständnis herauslösen und damit geschlechtlicher und sexueller Vielfalt Raum bieten. Damit sind die geografischen Punkte oftmals historische Plätze mit Traditionen, die stets Optionen für etwas bieten, das mancherorts gesetzlich und vielerorts sozial verurteilt wird. Diese Nischen queerer Freiheit waren und sind eng umfasste Blasen, die auf kleinsten Raum unheimlich viel beherbergen und aushalten müssen, wobei sich das Offenkundige gern in den Vordergrund der äußeren Wahrnehmung schiebt: die Sexualität.

Damit wäre aber sowohl vielen queeren Orten als auch dem queeren Amüsement Unrecht getan, da die Zuspitzung auf das Offenkundige eine Vielzahl an Facetten überdeckt. Natürlich sind gerade Geschlecht

19 Martin J. Gössl, Dark/Backrooms: The Meaning of Queer Spaces of Sex, unpublished Conference Paper (03.11.2017), in: Research Gate, https://www.researchgate.net/publication/328686195 (4/2021).

und Sexualität in einem queeren Kontext eine starke Verbindung zwischen den Anwesenden, doch damit muss nicht zwangsläufig eine einzige Intention einhergehen. Vielmehr findet sich eine Vielzahl an Motivationen wieder, die diese Räume exklusiv erscheinen lassen: der Austausch, das Sein-wie-man-Ist, das Kennenlernen oder der Wunsch nach ein paar Minuten mit Gleichgesinnten, denen das Eigene so ganz normal erscheint. Das an diesen Orten stattfindende queere Amüsement reicht gemeinschaftlich weiter und sozial tiefer als gedacht und ist dabei näher an der Vielfalt unterschiedlicher menschlicher Bedürfnisse als anfangs vermutet.

Angesichts dessen ist es nun ebenso wenig verwunderlich, dass gewisse Unterhaltungs-, Bild- und Sprachformen in einem queeren Amüsement tiefgreifend verankert sind. Ob es eine Dragkultur betrifft, das Zeigen nackter Haut bei überschaubarer Bekleidung (sowohl bei Gästen als auch beim Personal), der facheinschlägige politische Diskurs, das allgemein sichtbare Abspielen queerer Pornos, die Anbahnung und Umsetzung von Sexualität, der blitzschnelle und treffsichere Witz, die Ablegung geschlechtlicher Normativität im Verhalten, das allgegenwärtige Vorhandensein von HIV und vieles mehr: Queeres Amüsement bietet all jenem Raum. Nicht immer und überall, doch in einer übergeordneten Bedeutung interpretiert, wird eben die queere Unterhaltung durch Spezifikationen und in Gegenentwürfe zu einer Heteronormativität gelebt, um nicht nur Begehren, sondern gleichsam das individuelle Bedürfnis nach einer kollektiv queeren Kulturwelt zu stillen. Diese queere Kulturnormalität mag sich zwar ab und an profaner Formen bedienen, doch trägt gerade sie zur Erschaffung einer anderen Normalität bei. Ein Urteil über die Qualität wäre daher unangemessen, denn queeres Amüsement und die Orte der Darbietung sind sowohl politische als auch historische Räume einer Subkultur, die sich im Rahmen der Möglichkeiten und unter den vorhandenen Umständen zu etablieren hatten und haben. Auch wenn große mediale Inszenierungen eine gewisse positive queerkulturelle Rezeption in der allgemeinen Wahrnehmung erfahren – und dies ist durchaus begrüßenswert –, so bleiben örtliche Strukturen doch essenziell in ihrem spezifischen Angebot und damit anderen Regeln unterworfen. Die allgemeine Wertschätzung queerer

Intimität, Nähe und Distanz unterliegt in postmodernen und virtuell vernetzten Gesellschaften noch immer einer heteronormativen Grundstruktur, die zumindest an manchen Orten teilweise ausgeklammert werden und somit reale Alternativen bieten kann.

Beides, queermediale Formate und queerregionale Nischen, sind in ihrer Vielfalt unverzichtbar für eine queere Gemeinschaft – selbst wenn das spezifische Angebot nicht immer den eigenen Geschmack trifft.

6. Queere Sexualität

Wissenschaftliche Abhandlungen über Sexualität, aber ebenso die gelebten Ausdrucksformen von Sexualität veränderten sich in den letzten beiden Jahrhunderten nicht nur langsam kontinuierlich (auch die Kultur von Sex kann nicht als Kontinuum verstanden werden), sondern unterlagen zudem radikalen sozialen und gesellschaftspolitischen Wandlungen. Sowohl eine erste als auch eine zweite Frauenbewegung, die Sichtbarwerdung gleichgeschlechtlichen Begehrens im 19. Jahrhundert, die Soziale Revolution von 1968 und die Stonewall-Revolution von 1969 sind nur die markantesten Beispiele dieses historischen Prozesses. Der menschliche Körper und die darin liegende Sexualität wurden neu vermessen und einem medizinischen, rechtlichen, sozialen, kulturellen und politischen Diskurs zugeführt, jeweils mit dem Ziel, dem körperlichen, geschlechtlichen und sexuellen Ensemble mehr Wissen und Klarheit über historische, spirituelle und moralische Interpretationen hinzuzufügen. Im 21. Jahrhundert angekommen, scheinen viele Ziele erreicht zu sein und Klarheit darüber zu bestehen, was Heteronormativität ausmacht und wer aufgrund welcher Geschlechtlichkeit und Sexualität als »queer« bezeichnet werden darf. Doch diese kategoriale Eindeutigkeit verschwimmt zunehmend, entfliehen doch immer wieder Individuen den zuerkannten Segmenten oder erlauben sich Lebensführungen, die sowohl konservativ als auch queer interpretiert werden können. Der Schauplatz queerer Sexualität gleicht einem stetig wachsenden Straßenfest mit unzähligen Angeboten, wobei es stets sich neu formierende und an den Rändern sich erweiternde Möglichkeiten zu entdecken gibt.

> »No matter what label you end up sticking with, Watson[1] explains, ›It's also important to know that your attractions and identities can be fluid and change‹. It's why Alfred Kinsey, a famous sexologist, invented the Kinsey scale – a numbered spectrum between completely homosexual and completely heterosexual – to help queer people express how they felt. Because even in 1948, people were realizing that no two bisexuals loved and desired people in the same exact way, and that sexuality evolves.«[2]

In der Tat ist die Vermessung queerer Sexualität als definiertes Terrain schwierig, auch wenn anscheinend viele wissen, was gemeint sein könnte. Der fluide und wechselhafte Charakterzug einer queeren Sexualität verunmöglicht die Eingrenzung beziehungsweise Ausgrenzung. Dem geschuldet kommen obligatorische Termini wie LGBTI*[3] oder spezifische Bezeichnungen wie lesbisch/schwul zum Tragen, um in der Tat eine definitive Punktladung zu ermöglichen. Dies ist gerade deswegen sinnvoll, da kulturelle und politische Diskurse, aber vor allem wissenschaftliche Erhebungen und Erkenntnisgewinne eine treffsichere Begrifflichkeit benötigen, um Aussagen tätigen oder einen Mehrwert generieren zu können. »Queer« fungiert als Überbegriff, als theoretisches Model, wodurch die Gesamtheit des Themas im Blick bleibt, jedoch das Spezifische verloren zu gehen droht. Queere Sexualität kann als gesamtheitliches, sozial-kulturelles Konstrukt benannt und verarbeitet werden, doch im Speziellen bedeutet es stets individuelles Begehren und persönlichen Ausdruck.

> »Americans are becoming more accepting in their views of LGBT people and homosexuality in general, and the number of people identi-

---

1 Courtney Watson (Psychotherapeutin in Oakland, USA), http://www.doorwaytherapeutics.com/about/ (4/2021).

2 Caroline Colvin, Am I Queer? Here's How To Tell, According To Sexuality Experts (19.08.2019), in: elite daily (Bustle Digital Group), https://www.elitedaily.com/p/am-i-queer-heres-how-to-tell-according-to-sexuality-experts-18649786 (4/2021).

3 LGBTI* oder LGBTI+: Lesbian, Gay, Bisexual, Trans, Inter and more.

> fying as LGBT has grown in recent years. For example, 63 % of Americans said in 2016 that homosexuality should be accepted by society, compared with 51 % in 2006. LGBT adults recognize the change in attitudes: About nine-in-ten (92 %) said in a 2013 Pew Research Center survey of adults identifying as LGBT that society had become more accepting of them in the previous decade.«[4]

In der Studie des Pew Research Center von 2017 wurde ebenso ein Zuwachs von Personen, die sich als LGBT identifizieren, festgestellt: Waren es 2012 noch 8,3 Millionen, so stieg die Anzahl auf 10,1 Millionen Erwachsene in den USA.[5]

Die statistischen Zahlen verdeutlichen eine der vielen Notwendigkeiten für Kategorisierungen: Ohne beschreibende Definitionen sind nachvollziehbare Aussagen schwierig, mutmaßend oder gar unmöglich. Sowohl erkenntnisreiche Bilder einer queeren Gemeinschaft als auch Normen der mehrheitlichen Struktur blieben verschleiert, könnten nicht klare Bezüge zu den Subkulturen hergestellt werden. Queerness als Beschreibung benötigt daher Strukturen, die eine geschlechtliche und sexuelle Identität als Minderheit, als Gruppen in der Gruppe, als Kultur- und Sozialbegriff, als Historie und vieles mehr sichtbar machen. Daneben kann Queerness die individuelle Ebene – das eigene queere Begehren, die eigene queere Sexualität – widerspiegeln, vor allem dann nämlich, wenn entsprechende Selbstbeschreibungen unpassend erscheinen oder gar nicht angeboten werden.

Die queere Sexualität ist neben ihrer Vielfalt des Begehrens und einer geschlechtlichen Ausdrucksform ebenso terminologische Heimat für die Frage der praktischen Umsetzung. Denn diese andere Form von Sexualität und Geschlecht kann neben einer konventionellen Norm in vielen Facetten erlebt und an ebenso diversen Orten ausgelebt werden. Jedoch sind nicht alle sexuellen (Er-)Lebensweisen gleich populär

---

4 Anna Brown, 5 key findings about LGBT Americans, Pew Research Center (13.06.2017), https://www.pewresearch.org/fact-tank/2017/06/13/5-key-findings-about-lgbt-americans/ (4/2021).

5 Ebd.

oder gar prestigeträchtig. Die Bewertung queerer Sexualität von außen – durch die normativ geeinte Mehrheit – und von innen – durch die sich differenzierende queere Subgemeinschaft – bedingen Hierarchien der Anerkennung. Bereits die US-amerikanische Kulturanthropologin Gayle Rubin benannte 1993 dieses Phänomen, als sie die »Hierarchien des Sex«[6] in einem Sammelbandbeitrag veröffentlichte.

Die Hierarchisierung betrifft die Wahrnehmung und das Erleben der Sexualität im Allgemeinen, gleichsam die Darstellung von Geschlecht, die Art des Begehrens sowie die Kreativität der Umsetzung einer Befriedigung. Egal ob queer oder nonqueeres Begehren, die Muster der Traditionen sind weitreichend bekannt und deutungsreich vermittelt. Sowohl Medien als auch Schule, unzählige Magazine, das öffentliche Leben, die Gemeinschaft: Alles vermittelt die feinen Ausschnitte einer sexuellen Akzeptanz, ohne – oder nur selten – den Sex selbst zu benennen.

> »In diesem Sinne lässt sich Tabu als ein Normsystem, als Moral und Moralität einer Gesellschaft und als Ausdruck damit verbundener gesellschaftlicher Macht verstehen. Diese gesellschaftliche Macht ist heilig, ja tabu, sodass sie nicht hinterfragt oder verändert werden kann. Als sakrale Macht der kulturellen Vorstellung von der ›Richtigkeit‹ gesellschaftsspezifischer Vorstellungen schreibt sie sich besonders mittels gesellschaftlicher Geschlechter- und Sexualvorstellungen, die als Tabus umschrieben werden können, in den individuellen Körper ein. Der individuelle Körper internalisiert die gesellschaftlichen Ideen in Form des Gewissens. Tabuvorstellungen sind somit kulturspezifische Symbole von gesellschaftlicher Macht, die am Körperlichen haften.«[7]

---

6 Siehe: Gayles S. Rubin, Thinking Sex: Notes for a Radical Theory of the Politics of Sexuality, in: Henry Abelove, Michele Aina Barale, David M. Halperin (Hg.), The Lesbian and Gay Studies Reader (New York 1993), S. 3ff.

7 Lidia Guzy, Tabu – Die kulturelle Grenze im Körper, in: Ute Frietsch, Konstanze Hanitzsch, Jennifer John, Beatrice Michaelis (Hg.), Geschlecht als Tabu: Orte, Dynamiken und Funktionen der De/Thematisierung von Geschlecht (Bielefeld 2008), S. 19f.

Dem Gewissen folgt die Scham und die Scham resultiert in einem Tabu. Mit dieser machtvollen Selbstkontrolle sind sexuelle Verhaltensweisen und geschlechtliche Identitäten stark unter Druck, umsetzungswürdige Formen der Toleranz und Akzeptanz zu finden. Queere Sexualität befindet sich somit permanent auf einem sozial-gesellschaftlichen Verhandlungstisch und wird durch die handelnden Personen und die angedachten Ausführungsdetails bestimmt. Unweigerlich kommt einem eine gewisse sozialdynamische Willkür in den Sinn, die nicht von der Hand zu weisen ist. In der Tat kann die allgemein gesellschaftliche Toleranz oder Akzeptanz, ein und dieselbe Form einer sexuellen Selbstbestimmung bei manchen als annehmbar und bei anderen als unangemessen zu klassifizieren, stark zwischen Personen, Nationalitäten, Regionen, Religionen und vielem mehr divergieren. Die Heteronormativität folgt keinem klaren Konzept, das queere Sexualität standardisiert be- oder entwertet. Vielmehr sind politisch-kulturelle Einflussfaktoren ausschlaggebend, milieuspezifische Komponenten und persönliche Sozialkompetenzen wichtig, um eine entsprechende Anerkennung für manche Formen queerer Sexualität und Geschlechtlichkeit zu erhalten; und bei gewissen queersexuellen Ausdrucksformen gibt es überhaupt keine Alternative außer der gesellschaftlichen Verachtung. Somit schält sich queere Sexualität als diskursives Konstrukt einerseits aus dem Begehren heraus, einer kategorialen Bewertung zugeführt zu werden, und andererseits wird der Terminus für die sozialpolitische Relevanz bedeutungsschwerer. Eine weder überraschende noch kürzlich entstandene Entwicklung:

> »Although queer was not a popular term of self-identification at the time […], its recent deployment is often informed by those issues of identity, community and politics that she raises here. A similar scrutinising of lesbian and gay identities can be seen in the queer engagement with post-structural critiques of subjectivity and individual or collective identities, its pragmatic crystallisation and deployment of recently reworked subject positions, and in its attention to the discur-

> sive formations of the various terms by which homosexuality in particular and sexuality more generally are categorised.«[8]

Diese Kategorisierungen kann erst durch einen Diskurs an Klarheit gewinnen, also erst dann wirkungsmächtig werden, wenn sich ein gemeinsames Bild in der sozialen Interaktion ergeben konnte. Ob ausgesprochen oder unausgesprochen, genau diese Herausbildung von Wertungskategorien wird allgegenwärtig vollzogen. Gerade dadurch lassen sich unterschiedliche Anerkennungsebenen für queeres Leben in größeren Verbänden wie der Europäischen Union oder den Vereinigten Staaten von Amerika erklären: Die schon vor Jahrzehnten benannten »gay territory«[9] verdeutlichen dieses Phänomen der zeitgleichen Nähe sozialpolitischer Diskrepanzen. Oder anders zum Ausdruck gebracht: In ein und derselben Region können queere Freiheit und queeres Unverständnis im gleichen Augenblick stattfinden und sich darüber hinaus entfalten. Diesen Gedanken fortzuführen, schlägt unweigerlich eine Brücke zur Debatte um die Gleichstellung der Geschlechter. Denn jene Wertungskategorien und Anerkennungsebenen werden besonders bei queerer Geschlechtlichkeit und Sexualitäten deutlich, doch sind sie keineswegs auf sie zu reduzieren.

> »Die Lebenspartnerschaft zeichnet sich gerade durch ihren Status als Anderes der Ehe aus, und durch Fortschreibung von mit dem Ehemodell verbundenen Hierarchien von Geschlecht und Sexualität. An dieser Stelle möchte ich nochmals die Verwobenheit von Sexualität und Gender betonen, sowie den Vorteil des kritischen Konzepts der Heteronormativität, diese Zusammenhänge nicht so leicht auf eine isolierte ›Diskriminierung von sexueller Orientierung‹ zu reduzieren, denn

8 Annamarie Jagose, Queer Theory, An Introduction (New York 1996), S. 93.

9 Robert W. Bailey, Sexual Identity and Urban Space, Economic Structure and Political Action, in: Mark Blasius (Hg.), Sexual Identities, Queer Politics (New Jersey 2001), S. 231.

> normative Heterosexualität und Homophobie greifen ineinander, um hierarchische Geschlechterverhältnisse zu strukturieren.«[10]

Bewertungsstrukturen umklammern die Lesbarkeit von Geschlecht und Sexualität, wobei eine *Verqueerung* möglich wird, sobald unausgesprochene, aber anerkannte Kriterien nicht erfüllt werden. Dabei zerfließen die sexuellen und geschlechtlichen Unordnungen weit über Gayle Rubins Areale hinaus, wie schon seit Jahrzehnten unterschiedliche wissenschaftliche Abhandlungen konstatieren. Sowohl die Rolle der Frauen als auch die Bilder einer Idealen Männlichkeit, kollektive Schönheitsvorstellungen und Gedanken zu einer optimalen Körperlichkeit unterliegen Trends und Wandlungen.

> »It is beyond dispute that, broadly speaking, developments of the sort charted by Rubin[11] are happening throughout most Western societies – and to some extent in other parts of the world as well. Of course, there are significant divergencies between different countries, sub cultures and socio-economic strata. Certain groups, for example, stand apart from the sort of changes described, or actively attempt to resist them. Some societies have a longer history of sexual tolerance than others and the changes which they are experiencing are perhaps not quite as radical as in the US. In many, however, such transitions are happening against the backdrop of more constraining sexual values than were characteristic of American society several decades ago. For people living in these contexts, particularly women, the transformations now occurring are dramatic and shattering.«[12]

---

10 Anna Böcker, Weder gleich- noch que(e)rstellen. Heteronormativität, Reproduktion und Citizenship in den Debatten zur Lebenspartnerschaft (2011), in: Gender Politik Online, Freie Universität Berlin, https://www.fu-berlin.de/sites/gpo/pol_sys/politikfelder/Weder_gleich_noch_queerstellen/index.html (4/2021), S. 17.

11 Lilian Rubin, US-amerikanische Soziologin und Psychotherapeutin, https://lillianrubin.com/ (4/2021).

12 Anthony Giddens, The Transformation of Intimacy, Sexuality, Love and Eroticism in Modern Societies (Stanford 1992), S. 12f.

Diese kontinuierliche Entwicklung einer Auf- und Abwertung sexueller und körperlicher Performanzen und die damit in Verbindung stehende Sichtbarwerdung, fußt sowohl auf einer sozial-kulturellen Tradition sowie auf Innovation. Es ist ein Spiel des Ausgleichs zwischen dem eigenen Bestreben nach Emanzipation und einer fremdbestimmten Toleranz beziehungsweise einer erhofften Akzeptanz.

> »Sexual emancipation, I think, can be the medium of a wide-ranging emotional reorganisation of social life. The concrete meaning of emancipation in this context is not, however, as the sexual radicals proposed, a substantive set of psychic qualities or forms of behaviour. It is more effectively understood in a procedural way, as the possibility of the radical democratisation of the personal. Who says sexual emancipation, in my view, says sexual democracy. It is not only sexuality at stake here. The democratisation of personal life, as a potential, extends in a fundamental way to friend ship relations and, crucially, to the relations of parents, children and other kin.«[13]

Diese sexuelle Demokratisierung, die bereits in den 1990er Jahren durch den britischen Soziologen Anthony Giddens als solche beschrieben wurde, wird neben familiären und freundschaftlichen von breiten gesellschaftlichen Einflüssen – wie denen von Medien oder Politik – geformt und für das Individuum spürbar. Deswegen benötigt es eine sexuelle Emanzipation der Menschen, die, Giddens Ansicht folgend, prozessual gedacht werden muss.

> »It would be a daredevil act of understatement to say that not all gays and lesbians share this view of the new queer politics. It will continue to be debated for some time. I have made my own sympathies clear because the shape of any engagement between queer theory and other social-theoretical traditions will be determined largely by the political practice in which it comes about. In fact, however, no term – even ›queer‹ – works equally well in all the contexts that have to be considered by what I am nevertheless calling queer theory. Queer activists

13 Ebd., S. 182.

> are also lesbians and gays in other contexts – as for example where leverage can be gained through bourgeois propriety, or through minority-rights discourse, or through more gender-marked language (it probably won't replace lesbian feminism). Queer politics has not just replaced older modes of lesbian and gay identity; it has come to exist alongside those older modes, opening up new possibilities and problems whose relation to more familiar problems is not always clear. Queer theory, in short, has much work to do just in keeping up with queer political culture. If it contributes to the self-clarification of the struggles and wishes of the age, it may make the world queerer than ever.«[14]

Die Kontextualisierung einer queeren Sexualität findet sich in multidimensionalen Settings wieder – familiären, soziokulturellen, subkulturellen, medialen, politischen und vielen mehr –, um am Ende die kollektive Wahrnehmung, die eigene Scham und das geformte Gewissen zu beeinflussen: schlechter, schmutziger, defizitärer, banaler, ungeordneter, ungeschützter, unkonventioneller Sex bleiben riskante Entscheidungen in der Umsetzung, aber vielmehr noch im öffentlichen Eingeständnis beziehungsweise in der öffentlichen Zuschreibung. Wer eine Performanz vollzieht, die diese Adjektive verdient, trägt Schuld und hat zumindest Scham zu empfinden (auch oder gerade, wenn es im Geheimen, Dunklen und Privaten stattfindet).

Queere Sexualität mag zwar in einem theoretischen und politischen Rahmen klare Formen besitzen, doch im alltäglichen Zusammenleben haben sich die Grenzen teilweise verschoben. Wenn die neue sexuelle und geschlechtliche Normalität auch gleichgeschlechtliches Begehren und die adäquat angepasste Transidentität zulässt, so bedeutet dies vor allem eine Übernahme heteronormativer Spielregeln durch jene, die über den Willen und die Möglichkeiten einer Anwendung solcher Regeln verfügen: die mann-männliche Verbindung mit adäquatem Nähe- und Distanzverhältnis bei gleichzeitiger Erfüllung situativ bedingender

14 Michael Warner, Introduction, in: Michael Warner (Hg.), Fear of a Queer Planet, Queer Politics and Social Theory (Minneapolis 2004), S. xxviii.

Klischees, die alleinstehende, aber aufopfernde lesbische Aktivistin, die authentische – im sozialen Zielgeschlecht – angekommene Transfrau. Nur drei Beispiele von vielen chancenreichen Möglichkeiten für eine milieuspezifische Anerkennung.

Was nicht passt, soll verborgen bleiben, wer nicht funktioniert, soll still schweigend verharren. Der sichtbare Ausbruch aus der Nische einer queeren Sexualität wird dann durch Tabuisierung, Stigmatisierung und Entsolidarisierung bestraft, wenn sich die Queerness gesellschaftlich nicht verarbeiten lässt. Somit ist nicht das queere Anderssein a priori ein Vergehen, sondern die Andersartigkeit in spezifischer Ausdrucksform, die zu konträr zu einem herrschenden Normbild in der öffentlichen Performanz zur Darstellung gelangt. Die erneut zur Anwendung kommende, sich fließend darstellende Kategorisierung – die zwangsläufig willkürlich und milieuspezifisch verstanden werden muss –, trägt einerseits historische Traditionen weiter, die vor allem dem konservativen Verständnis einer zwanghaften Stabilität Rechnung trägt, und andererseits werden neue – teilweise queere – Formen der Darstellung einer soziokulturellen Expansionspolitik erfasst – wenn dies durch Anpassung möglich ist –, um neue Kreise der Anerkannten zu ziehen, die den Grundlagen des systemischen Wertekanon zustimmen beziehungsweise entsprechen können.

> »Dabei scheint es so, als handle es sich um eine permanente Auseinandersetzung mit menschlichen Intimitäten und ihrer Sichtbarkeit als Schauspiel im Vorhof der anerkannten Sexualitäten. Die öffentlich sichtbare gleichgeschlechtliche Zuneigung droht hierbei das fragile Konstrukt der Ordnung um zwischenmenschliche Nähe zu verletzen. Die sichtbare Liebe zwischen Frau-Frau und Mann-Mann trägt die unsichtbare, aber offensichtliche Sexualität zur Schau und führt zu einem akuten Erklärungsdefizit. Es entsteht der Zwang, unausgesprochene Grundsätze zu artikulieren, ja, eine heteronormative Ordnung, die gegeben ist, legitimieren zu müssen. Nicht nur eine sexuelle Ordnung, sondern ebenso die Norm geschlechtlicher Verhaltensweisen. Die Entsprechung einer Rolle als Mann oder Frau und der Verrat durch Intimität zum gleichen Geschlecht führt unweigerlich zu einer

> Krise der Definition, was die Norm sei, und zu einer Unordnung des Sichtbaren. Nur die Distanz im öffentlichen Leben, auch wenn die Klarheit über die Beziehung zwischen zwei Menschen vorhanden ist, stützt und beruhigt die Norm und Ordnung von Sexualität und Geschlecht.«[15]

Dieser »Vorhof der Macht«[16] bietet für die Entsprechung normativer Vorstellung die schrittweise vollziehende oder schweigsam sich fortsetzende Anerkennung sexueller oder geschlechtlicher Bestandteile einer Queerness. Es handelt sich dabei um keine Generalamnestie, sondern um eine Verhandlungsdynamik zwischen gesellschaftspolitischen Forderungen und Gegenforderungen, Traditionen, ökonomischen, medialen und kulturellen Einflussfaktoren sowie einem internationalen, ethischen Diskurs. Diese Form der Debatte findet abstrakt und doch allgegenwärtig statt, weswegen diese theoretische Annahme nur eine Seite der Medaille darstellt. Gerade Sexualität – queere Sexualität – tritt gern mit Schwierigkeiten im praktischen Alltag in Erscheinung.

> »In der Queer Theory sind die kulturelle Produktion von Normen und Normalität, die Hervorbringung des ›Anderen‹ und die damit verbundenen Ein- und Ausschließungen bisher nur selten zum strukturbildenden Einfluss von Kapitalverwertung, Ausbeutung und ökonomischem Zwang auf die Lebensführung ins Verhältnis gesetzt worden […]. Damit droht die Ursache für die Vervielfältigung sich überlagernder hierarchischer Differenzen aus dem Blick zu geraten, in der das ›Mehr‹ an Freiheit für die einen ein ›Weniger‹ für die anderen mit sich bringt. Offensichtlich ist diese soziale (Re)Differenzierung aber auch heteronormativ strukturiert. An der Antwort, ob dies notwendig der Fall sein muss und was daraus für die Kritik der Heteronormativität folgt, wird sich entscheiden, ob sexuelle Politiken nur affirmativ an der Modernisierung des Bestehenden

15 Martin J. Gössl, Schöne, queere Zeiten?, S. 22.

16 Siehe: Martin J. Gössl, Schöne, queere Zeiten?, S. 22.

> mitarbeiten oder ein gesellschaftliches Projekt begründen können, das die Verhältnisse zum Tanzen bringt.«[17]

Ein wichtiger Bestandteil in diesem genannten Tanz der Verhältnisse sind in der Tat die bestrafenden Mechanismen der Macht, die das inakzeptable Queere an den Rand der Gesellschaft, der Wahrnehmung und der Solidarität drängen. Mit lockenden Kollaborationen in eine queere Subkultur hinein werden so logische Allianzen brüchig, die thematische Verbundenheit entstellt und die queere Binnensegregation befeuert, dem Wissen um heteronormative Wankelmütigkeit zum Trotz.

> »Die Jagd auf die peripheren Sexualitäten führt zu einer Einkörperung der Perversionen und einer neuen Spezifizierung der Individuen. Die Sodomie – so wie die alten zivilen oder kanonischen Rechte sie kannten – war ein Typ von verbotener Handlung, deren Urheber nur als Rechtssubjekt in Betracht kam. Der Homosexuelle des 19. Jahrhunderts ist zu einer Persönlichkeit geworden, die über eine Vergangenheit und eine Kindheit verfügt, einen Charakter, eine Lebensform, und die schließlich eine Morphologie mit indiskreter Anatomie und möglicherweise rätselhafter Physiologie besitzt. Nichts von all dem, was er ist, entrinnt seiner Sexualität. Sie ist überall in ihm präsent: allen seinen Verhaltensweisen unterliegt sie als hinterhältiges und unbegrenzt wirksames Prinzip; schamlos steht sie ihm ins Gesicht und auf den Körper geschrieben, ein Geheimnis, das sich immerfort verrät. Sie ist ihm konsubstantiell, weniger als Gewohnheitsgrund denn als Sondernatur. […] Der Sodomit war ein Gestrauchelter, der Homosexuelle ist eine *Spezies*.«[18]

Auch die Gender- und Queer-Wissenschafterin Judith Butler führt den Gedanken weiter aus, in dem sie feststellt:

---

17 Peter Wagenknecht, Was ist Heteronormativität? Zu Geschichte und Gehalt des Begriffs, in: Jutta Hartmann, Christian Klesse, Peter Wagenknecht, Bettina Fritzsche, Kristina Hackmann (Hg.), Heteronormativität, Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht (Wiesbaden 2007), S. 30.

18 Michel Foucault, Sexualität und Wahrheit, Der Wille zum Wissen, Bd. 1 (Frankfurt a.M. 1983), S. 47.

> »Wir sollten auch beachten, daß die Kategorie ›Geschlecht‹ und die naturalisierte Institution der Heterosexualität Konstrukte, gesellschaftlich instituierte und regulierte Phantasien oder >>Fetische<< sind – d.h. keine natürliche, sondern politische Kategorien (Kategorien, die zeigen, daß der Rückgriff auf das Natürliche in solchen Zusammenhängen stets politisch ist). Der zerrissene Körper, die Kriege der Frauen sind daher als textuelle Gewalt bzw. als Dekonstruktion von Konstrukten zu verstehen, die immer schon eine Gewalt gegen die Möglichkeiten des Körpers darstellten.«[19]

Diese theoretische Eindeutigkeit wird in weiterer Folge von Michael Warner in eine exemplarische Analyse verschiedener Momente mancher Großstädte der Vereinigten Staaten von Amerika – wie New York City – angewandt, mit dem Ergebnis:

> »The current conditions in New York vividly illustrate what happens when national and international forces push the expansion of a market at the expense of public space and public autonomy, while at the same time lesbian and gay organizations decide that privacy and normalization are their goals. Gay men and lesbians collectively are exceedingly ill equipped at the moment to recognize or resist the shifts in public culture. The media that organize the lesbian and gay public have changed, along with the rest of the culture; they are increasingly dominated by highly capitalized lifestyle magazines, which themselves have been drawn into close partnership with the mass entertainment industry through the increased visibility of some gay celebrities and the increased use of gay-themed plots in mass culture.«[20]

Sind somit manche Protagonist*innen einer queeren Subkultur korrumpierte Kollaborateur*innen? Reichen wenige queere Segmente der

---

19 Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter (Frankfurt a.M. 1991), S. 187.

20 Michael Warner, The Trouble with Normal, Sex, Politics, and the Ethics of Queer Life (Cambridge 1999), S. 162f.

Anerkennung aus, um die Solidarität einer Gemeinschaft queerer Sexualitäten und Geschlechter zu durchbrechen?

Im 21. Jahrhundert bleiben viele queere Herausforderungen spürbar und sichtbar, aber auch verhandelbar. Die am breiten Diskurs der sexuellen und geschlechtlichen Normalität beteiligten Institutionen und Gemeinschaften haben sich erweitert und teilweise sogar neu positioniert. Die politische Wahrnehmung erfährt zunehmend internationale Perspektiven, weswegen nationale Diskrepanzen queerer Lebensumstände irritieren und damit Diskurs- und Handlungsfähigkeit begünstigen können. Dies stellt sich einerseits in einer queeren Flüchtlingsbewegung dar – also der beispielsweise expliziten Emigration aus dem Geburtsland wegen der Lebensumstände aufgrund individueller, sexueller oder geschlechtlicher Dimensionen –, und andererseits in der politischen Wahrnehmung diskriminierender oder gar lebensbedrohlicher Gefahren für queere Personen andernorts – beispielsweise die mediale Aufmerksamkeit für aufkommende Gesetzesvorlagen, die die Unversehrtheit queerer Menschen bedrohen.

Ebenso muss der provokanten Frage nach der Kollaboration eine andere Frage gegenübergestellt werden: Ist nicht der Einzug in einen »Vorhof der Macht«[21] überhaupt und generell förderlich für eine dauerhafte gesellschaftspolitische Veränderung grundlegender Normen der Geschlechter und sexueller Ausdrucksformen? Kann die Übernahme mehrheitlicher Normen und Standards subversiv wirken und damit Platz schaffen für neue queere Liebes- und Lebensformen? Die hier zugrunde liegenden Fragen fußen auf der Vermutung, ob nicht die Anerkennung mancher queerer Performanzen entsprechende Toleranzräume in der Nische einer queeren Subkultur für jene schaffen kann, denen auf lange Sicht eine mehrheitliche Akzeptanz verwehrt bleiben dürfte.

Ähnlich dem Ausharren bei regnerischem Wetter in einem Buswartehäuschen: Manchen gelingt der Einstieg und zumindest die Mitfahrt in einem vollen Bus, selbst wenn kein Sitzplatz frei ist. Sollte dem so sein, so wird jedenfalls im Wartehäuschen ein Platz für jene Person

21 Siehe: Martin J. Gössl, Schöne, queere Zeiten?, S. 22.

frei, die bisweilen im Regen stand und von den Trockengebliebenen hart ignoriert wurde. Wer jedoch ins Trockene nachrücken kann, bleibt aufgrund der Unordnung der sich um das Wartehäuschen versammelten Maßen unklar oder vollzieht sich subtil. Ähnlich der Macht einer Anerkennung sind die Wirkungsformen (beispielsweise die Plätze auf Regierungsbänken, in Führungsetagen und an vielen anderen Entscheidungsorten) von einer Gruppe – oder einer Mehrheit – in Beschlag genommen. Allzu einfach sieht man die Verantwortung bei anderen, eben dem*der Sitznachbar*in, oder in der Tatsache, den eigenen Platz historisch verdient zu haben. Damit kann schnell jegliche Solidarität zu anderen verschoben werden und das eigene Tun zumindest für sich selbst gut gerechtfertigt werden. Doch besonders eingreifend für die Verantwortung der eigenen Taten wirkt die Möglichkeit eines Aufstiegs, also die Chance auf das eigene Vorankommen, und damit die für viele allzu verständliche Konzentration auf die wahren Aufgaben des Lebens: entweder die Möglichkeit, im Wartehäuschen endlich Platz nehmen, oder im herannahenden Bus einzusteigen. Oftmals besteht dabei – gerade in intellektuellen und politisch aktiven Kreisen – Klarheit über die Missstände im Machtsystem und die genannten Strategien einer Tabuisierung, Stigmatisierung und Entsolidarisierung. Doch allzu gern werden unfaire Ist-Zustände für das eigene Wohl in Kauf genommen um die eigenen Chancen, aufgrund welcher unbequemen Fakten auch immer, nicht zu gefährden. Denn die Busse passieren stetig die Kreuzungen des eigenen Lebens und immer wieder gelingt dem Typischen der Zutritt zum einen oder anderen.

Somit bleibt queere Sexualität in ihrer Essenz vor allem eins: queer. Oder anders formuliert: Das Potenzial liegt nicht nur in der Chance einer Anerkennung durch heteronormative Machtstrukturen, sondern auch in der Formulierung und Performanz alternativer Gegenentwürfe. Daher soll die Sympathie für partielle Anerkennungsformen queerer Sexualität und Geschlecht ebenso genossen, wie die Solidarität mit queeren Randformen gelebt werden.

7. Queere Schönheit

> »Homosexuality is now signified by theatrically ›macho‹ clothing (denim, leather, and the ubiquitous key rings) rather than by feminine style drag; the new ›masculine‹ homosexual is likely to be non-apologetic about his sexuality, self-assertive, highly consumerist and not at all revolutionary, though prepared to demonstrate for gay rights. This one might note, is far removed from the hopes of the early seventies liberationists who believed in a style that was androgynous, non-consumerist and revolutionary.«[1]

Die Ideale einer Schönheit – auch einer queeren Schönheitsvorstellung – unterliegen einem permanenten Wandel. Der australische Politikwissenschaftler Dennis Altman brachte dies für die schwule Subkultur der 1970er Jahre – mit der Gay Liberation beginnend kurz nach Stonewall – trefflich auf den Punkt. Die Revolution animierte viele queere Männer, symbolische Stärke, sexuelle Tatkraft und erkennbaren Stolz nach außen zu tragen. Gerade in den urbanen Zentren der Vereinigten Staaten von Amerika wurde der Mythos einer heroischen Straßenschlacht in der Christopher-Street von New York City zum Leitmotiv eines Selbstverständnisses. Entsolidarisiert von anderen queeren Gruppen dieser revolutionären Periode wurde die zur Schau gestellte Attraktivität unter schwulen Männern eigenständig formiert und zelebriert. Dabei ensprach das Konzept von Schönheit idealerweise keinem neuen, ganz im Gegenteil, einem alten Männlichkeitsbild.

1 Dennis Altman, What Changed in the Seventies, in: Gay Left Collective (Hg.), Homosexuality: Power and Politics (London, New York 1980), S. 52.

In geradezu grotesker Weise avancierten viele schwule Männer zu Passformen alter Klischees.

> »Since homosexuality is always defined in terms of effeminacy, the concept of a masculine homosexual is, in the discourses of straight society, an oxymoron. The appropriation of the masculine by the gay community serves to underline the extent of gay exclusion from the dominant. The gay man who claims to be ›masculine‹ instantly violates that masculine identification when he expresses (gay) sexual desire. Masculinity and gay sex can never be equated, trapping the gay man in a paradoxical position: possessing the anatomical sex of a man and identifying with the masculine gender, the macho gay man is at once a part of the masculine dominant and forever excluded from it because of his sexual desires. Every attempt he makes to include himself within the discourses of masculinity leads to his violation of the whole concept of ›masculinity‹ as he becomes a perversion of its very (heterosexual) definition.«[2]

Die Formen von Schönheit als durch eine gesellschaftliche Mehrheit anerkannte Kategorien unterliegen also nicht nur permanenten Wandlungen, sondern gleichsam milieuspezifischen Prägungen. Neben allgemein geltenden Kulturformen männlicher und weiblicher Schönheit bieten ebenso Subkulturen ganz eigene Formen alternativer Schönheitsmodelle oder pflegen Darstellungsweisen, die anders beziehungsweise irritierend für die Allgemeinheit wirken können. Was als schön – sowohl ästhetisch als auch erotisch – gilt, wird gerade im Verständnis einer queeren Schönheit politisch. Dabei sind Variationen von Schönheitsvorstellungen wie die schwul-männliche Dominanz seit den 1970er Jahren nur eine gelebte Möglichkeit von vielen. Gerade in einer queeren Gemeinschaft haben sich mit der kollektiven politisch-kulturellen Selbstfindung Ausdrucksformen der Selbstinszenierung von Geschlecht und Sexualität entwickelt, denen teilweise der Anspruch auf Schönheit zugrunde gelegt wurde. Der performative Faktor

2 Jamie Russell, Queer Burroughs (New York 2001), S. 123.

»Schönheit« wird ein Allgemeingut, scheinbar für jede*n verfügbar und doch nur beschränkt egalitär.

> »Schönheitsideale erreichen mittlerweile alle gesellschaftlichen Gruppierungen. Dabei zeigen sich auch vereinzelte Tendenzen, dass Mode Anregungen von ›unten‹ aufnimmt und so niedrigere auf höhere sozioökonomische Schichten einwirken – etwa dann, wenn Designer Elemente der Bekleidungsmode einer Subkultur wie Punk oder Hip Hop übernehmen und diese Elemente so in die ›bessere Gesellschaft‹ einführen.
>
> Wir finden heute einerseits eine Demokratisierung des Schönheitsimperativs vor, welche sich darin zeigt, dass Schönheitsstandards rasch breite Teile der Bevölkerung erreichen. Da mittlerweile aber jeder Körper zum Objekt der Gestaltung und Positionierung geworden ist, ist Körperlichkeit auch ein Ort, der gesellschaftliche Hierarchien in besonderem Maße widerspiegelt.«[3]

Die vorherrschenden Schönheitsideale unterliegen seit nun Jahrzehnten vielfältigen Einflüssen, wobei der Körper nicht nur durch Eliten eine öffentlich anerkannte Formung erfährt. Die Einflüsse auf das Verständnis, wer nun als schön gilt, sind mannigfaltig und rasch wandelbar. Wenig überraschend findet sich auch hier eine queere Form der Schönheit, die sowohl allgemeine Trends als auch spezifische Überlegungen widerspiegelt. Mehr noch, queere Schönheitsideale charakterisieren sich durch Gegensätze in Erscheinungsformen, durch vermeintliche Polaritäten zwischen Norm und *Ab*norm und durch sichtbare Widersprüchlichkeit. Die Bandbreite queerer Schönheit als wahrnehmbare Sprache nach außen mag ein politisches Statement gegen und dann wieder eine Zustimmung für das Establishment ausdrücken. Manchmal passiert dies durch ein und dieselbe Person, wenn in der gleichzeitigen Darbietung mehrere queere Standpunkte dargelegt werden sollen.

---

3 Waltraud Posch, Projekt Körper, Wie der Kult um die Schönheit unser Leben prägt (Frankfurt a.M. 2009), S. 64.

> »Der Deregulierung sozioökonomischer Schichten steht jedoch eine starke internalisierte Regulierung des persönlichen Lebensstils gegenüber, die aus vielen Kleinigkeiten besteht, welche wir angeblich aus freiem Willen und nach reichlicher Selektion scheinbar unzähliger Möglichkeiten auswählen. Eine davon ist der Körper.«[4]

> »Die Geschichte der Schönheit ist eine Geschichte von Körpern und Moden, von Moralvorstellungen, Inszenierungen, Macht und Geschlechterrollen. Und sie ist eine Geschichte der Sichtbarkeit. Wie immer Schönheitsideale gerade ausfallen, sie werden in der jeweiligen Zeit und Kultur als Normalität wahrgenommen.«[5]

Sowohl die Demokratisierung von Schönheitsidealen als auch die Möglichkeit einer Performanz dieser Ideale – als lebendiger Teil subkulturellen Lebens und/oder in der virtuellen Darstellung seiner*ihrer selbst – ermöglichen differenzierte Bilder queerer Schönheitsmuster und deren entsprechende Anerkennung (durch wenige, manche oder gar viele).

Androgyne Ausdrucksformen von Schönheit sind zwar nicht neu, jedoch in postmodernen, virtuell vernetzten Gesellschaften verbreiteter als je zuvor. Dabei verschwimmen nicht nur klassisch optische Grenzen der geschlechtlichen Tradition, sie können auch in spielerischer Provokation umgedeutet werden. Jedenfalls tritt die Ästhetik in den Vordergrund, also die modische Interpretation von Schönheit im menschlichen Kleid über die Grenzen einer biologischen Weiblichkeit und Männlichkeit hinaus. Androgyne Sprachformen sind somit Bestandteil von Modedesign, Jugendkulturen und subkulturellen Ausdrucksformen jeglicher Art, jeweils mit dem Potenzial, in die Mehrheitsgesellschaft einwirken zu können.

> »While the fashion and beauty world's adoration of androgyny has endured for decades, the latest shift isn't about women borrowing

4 Waltraud Posch, Projekt Körper, Wie der Kult um die Schönheit unser Leben prägt (Frankfurt a.M. 2009), S. 66f.

5 Ebd., S. 172.

> from men or vice versa, but a seemingly casual move beyond gender altogether. […] For Canadian designer Rad Hourani – whose campaigns have spotlighted lean, delicately featured guys and slight-hipped, makeup-less girls for years – androgyny is all about a freeing ease. It's far from the aggressively theatrical school of ›70s androgyny, defined by a face-painted David Bowie and company. Hourani's unisex architectural designs are boundary breakers, sure, but he also calls them ›modern classics‹, ›comfortable‹ and ›asexual‹. […] In today's tech-driven age, could the new androgyny be an effort to find an aesthetic sympatico with our avatar-constructed lives? […] In a sign of the times, this year Facebook expanded its list of gender options for users from two (female, male) to 50-plus, including agender, androgyne, gender fluid, gender nonconforming, gender questioning and neutrois.«[6]

Dieses Spiel mit geschlechtlichen und sexuellen Deutungsmustern in der Mode und Bekleidung mag sowohl einen Zeitgeist als auch eine praktische Auskoppelung politischer Forderung seit der ersten Frauenbewegung darstellen. Was anfangs Einzelpersonen wie Paul O'Montis oder Marlene Dietrich für sich in Anspruch nahmen, wird über Jahrzehnte wachsend breiter interpretiert. Gerade deswegen entlarvt sich das Spiel mit der androgynen Erscheinung als Ausdrucksform sowohl in historischer als auch kultureller Weise, wobei die starken queeren Bezüge offenkundig sind:

> »The new sexual freedom that many rock'n'roll songs championed in the 1960's, for example, was more an assertion of dissent and attitude than it was a reflection of everyday life in youth subculture. Within gay subculture, however, a flaunting of society's more was, and remains, part of daily life. This unconventional lifestyles, with the emphasis on ›style‹, was viewed somewhat enviously by popular music's more

6 Durga Chew-Bose, The Androgynous Beauty Mood of the Moment, The blurred lines between feminine and masculine is a blasé bending of expectations (27.11.2014), in: Flare, https://www.flare.com/beauty/the-androgynous-beauty-mood-of-the-moment/ (5/2021).

> stylish performers, who have consistently appropriated gay style and mediated that discourse of fashion for their fans. […] It is well-known, of course, that Bowie, Reed, Iggy Pop and Bryan Ferry and Brian Eno (both of Roxy Music) were all regular visitors to the most fashionable gay haunts on both sides of the Atlantic [Europe and North America] and that four of the five – Ferry is the exception – posed for years as bisexual and/or gay at different items.«[7]

Sowohl Künstler*innen als auch Querdenker*innen haben sich aus einer eigenen Kreativität heraus nicht nur selbst erfunden, sondern gleichsam einen Standpunkt formuliert, der bei manchen zumindest eine künstlerische Wichtigkeit entwickelt hat. Im 21. Jahrhundert angekommen, scheinen diese Standpunkte zu Flächen zerronnen zu sein, die einer Vielzahl an Menschen alternative Formen des Ausdrucks und der Möglichkeit, schön zu sein, bieten. In gewisser Weise sind androgyne Darstellungsformen im Alltag angekommen und mit der Chance behaftet, als anerkannt schön gelten zu dürfen. Sie reüssieren erfolgreich zwischen dominanten Schönheitsverkürzungen der Medien, die nach wie vor die größte Projektionsfläche gestalten, solange die künstlerisch wertvolle Zuschreibung möglich erscheint. Sobald diese Freiheit der Kunst – und eventuell noch der Wissenschaft – verlassen wird, greifen ganz andere informelle Regeln:

> »Contemporary teen film‹ depiction of LGBT characters generally conforms to the same hegemonically dominant ›tendencies‹ visible in mainstream media: they tend to be white, middle-class, able-bodied; they tend to be gay, or perhaps lesbian, but rarely bisexual or transgender. Their desires tend to be chaste, insinuated more than stated, and they tend to come out and declare recognisable, binary, fixed identities, with well-adjusted, happy, healthy portrayals tending to be out and proud, and deviance related to closet-cases. And yet, these tendencies are also contested within the genre. There are – though few and far between – non-white, non- middle-class characters. There

7 B. Fergus Foley, Significant Others: Gay Subcultural Histories and Practices, Dissertation Simon Fraser University (Burnaby 1987), S. 149f.

> are lesbians, bisexuals, and even a very few transgender characters. While culturally understood as victims, onscreen LGBT youth often face no onscreen victimisation, and those that do use their own agency to overcome adversity.«[8]

Auch wenn weiße Hautfarbe, körperliche Unversehrtheit und Fitness die Erfüllung geltender physiognomischer Standards im Aussehen und viele andere Faktoren die mediale Darstellungsweise queerer Personen beeinflussen, so können gerade postmoderne, virtuell vernetzte Gemeinschaften alternative Formen der Performanz und Bilder kreieren und den Rahmen von Schönheit subkulturell erweitern. Natürlich ist die kritische Reflexion einer dominanten Mehrheitsgesellschaft und die Hinwendung zu einer subkulturellen Gemeinschaft notwendig, um Alternativen eine Chance zu geben. Doch gerade der Prozess einer Sichtbarwerdung subkultureller Standards und die damit verbundene Demokratisierung von als schön geltenden Ausdrucksformen belegen die zunehmende Wichtigkeit queerer Definitionsmacht. Die Hartnäckigkeit sowie Allgegenwärtigkeit von Medien erleichtern einerseits das Hinnehmen vorhandener Standards und deren Internalisierung, andererseits beflügeln virtuelle Möglichkeiten die neugewonnene Autonomie und die potenzielle Hinwendung zu globalen Alternativen.

> »I do not feel that I fit the traditional definitions of male and female. I am somewhere in the middle. For some reason, this scares some people. People have a hard time accepting what they cannot see or cannot relate to. Not everyone questions their gender. But there is no real rule to androgyny.«[9]

Tatsächlich ist es durchaus die Regellosigkeit – oder eben auch Freiheit –, die bezugnehmend auf Androgynität verunsichert. Der von au-

---

8 Andrea Pauline MacRae, Hegemonic negotiation and LGBT representation in contemporary teen films, Dissertation University of Western Australia (Perth 2018), S. 157.

9 Jordan McGee, Confident and Comfortable: The Beauty of Androgyny (15. 02.2017), in: Grand Central Magazine, http://gcmag.org/confident-and-comfortable-the-beauty-of-androgyny/ (5/2021).

ßen wahrnehmbaren Ankerpunkte einer geschlechtlichen Zuordnung entzogen, werden der*die Beobachter*in in eine Irritation entlassen, die sich nur durch Kontaktaufnahme auflösen lässt. Darüber hinaus mag sich zwar die androgyne Erscheinungsform einem allgemeinen Regelwerk, aber keinesfalls einer ästhetischen Beurteilung entziehen. Daher mag die geschlechtsüberschreitende Performanz der eigenen Persönlichkeit dem Gedanken einer Entfesselung folgen, doch die Demokratisierung von Schönheitsidealen schafft ebenso subkulturelle Bewertungstendenzen. Denn in queeren Subkulturen und in deren Teilbereichen bestehen weiterhin traditionelle, kreative oder schnöde Schönheitsverständnisse, die mit Codes, Identifikationsmerkmalen und Ausdrucksformen einwirken.

> »Gay men have long experimented with notions of acceptability in behaviour and dress. The twentieth century has seen a movement in the (straight) public's perceptions of gay men and also in the positioning of gay men's self-identity. Codes of behaviour and styles of presentation that were utilised by gay men have developed and been cast aside as social attitudes and legal positions have altered. Stereotypes that were formed have been challenged, broken down and replaced by new ones. […] there has been a breakdown of the gay and non-gay ›us and them‹, fashion and dress choice are still used by many to differentiate themselves, sometimes as individuals, sometimes as members of a group and sometimes as both.
>
> Many gay men no longer feel the need to define their identity through their choice of dress, while others are making conscious efforts to reinforce a communal identity through behaviour and locations for living and working and dress. One fact that does remain is gay men's interest in clothing; but even that is no longer homogenous, […].«[10]

10 Shaun Cole, ›Don We Now Our Gay Apparel‹, Gay Men's Dress in the Twentieth Century (Oxford New York 2000), S. 189.

Diese Entwicklung brachte bereits der Universalgelehrte und Semiotiker Umberto Eco in seinem Buch zur Geschichte der Schönheit in der historischen und ästhetischen Dimension auf den Punkt:

> »Die Massenmedien liefern ihrerseits kein einheitliches Modell, kein einziges Schönheits- ideal mehr. Auch in der Werbung, die nur eine Woche laufen soll, können sie alle Erfahrungen der Avantgarde verwerten und zugleich Modelle der 20er, 30er, 40er und 50er Jahre bieten, sogar in der Wiederentdeckung überholter Formen von Autos der Jahrhundertmitte. Die Massenmedien offerieren eine Ikonografie des 19. Jahrhunderts, den märchenhaften Realismus, die junonische Üppigkeit von Mae West, die bulimische Anmut der jüngsten Mannequins, die schwarze Schönheit Naomi Campbells und die nordische Claudia Schiffers, die Anmut des traditionellen Steptanzes aus A Chorus Line und die futuristischen und erschreckenden Architekturen in Blade Runner, die femme fatale vieler Fernsehsendungen oder Werbespots und das Wasser-und-Seife-Mädchen á la Julia Roberts oder Cameron Diaz, Rambo und Platinette, George Clooney mit kurzen Haaren und die Neo-Cyborgs, die sich das Gesicht metallisieren und ihre Haare in einen Wald gefärbter Spitzen verwandeln oder sich ganz kurz scheren. Unser Erforscher der Zukunft wird das von den Massenmedien des 20. Jahrhunderts und darüber hinaus verbreitete ästhetische Ideal nicht mehr identifizieren können. Von der Orgie der Toleranz, vor dem totalen Synkretismus, vor dem absoluten und unaufhaltsamen Polytheismus der Schönheit wird er kapitulieren müssen.«[11]

Ist damit die queere Schönheit – Umberto Eco folgend – schon bald entfesselt und bereit, noch kleinteiliger zu werden? Sind soziale Zuschreibungen und gesellschaftliche Einschränkungen im Auflösen begriffen, sobald man nur in der richtigen Subgemeinschaft angekommen ist? Teilweise ist die Demokratisierung queerer Formen von Schönheitsidealen und Alternativen sichtbarer geworden, dennoch

11 Umberto Eco (Hg.), Die Geschichte der Schönheit, 2. Aufl. (München 2007), S. 428.

bleiben hartnäckige Strömungen der Ex- und Inklusion bestehen. Gerade virtuelle Plattformen des Kennenlernens offenbaren in ihrer Verkürzung auf das Visuelle spezifische wie breite Formen der Ausgrenzung und die Anwendung homogener Schönheitsideale. Die eigene Darstellung durch Bilder und wenige Worte reduziert den Menschen auf das Obligatorische; je nach Plattform können dies Beziehungsformen, Sexualität und/oder sexuelle Vorlieben sein. Der Aufbau solcher Applikationen für Mobiltelefone macht diese Reduktion meist schon durch das Design und die angebotenen Funktionen deutlich. Gleichsam beweist die Beliebtheit dieser Apps nicht nur die weite Verbreitung, sondern ebenso die erfolgreiche Etablierung in postmodernen, virtuell vernetzten Gesellschaften. Egal ob die Selbstbeschreibungs- oder Suchfunktionen ethnische oder physische Merkmale zur Auswahl vorgeben, das visuelle Beurteilungsschema greift mit internalisierten Mustern sozialer Anerkennung und tiefschlummernden Idealen von Schönheit in Sekundenschnelle um sich. Ein aufmerksames Wischen ist ausreichend, um eine Entscheidung zu treffen, die wenigen Details werden sekundenschnell überflogen und auf Sollbruchstellen durchsucht. Kulturelle Codes, zertifizierte Bildungserfolge, Job oder Einkommen können anhand bestehender Symbole treffsicher identifiziert werden (umso schlimmer, wenn sie willentlich zur Täuschung eingesetzt werden) und ebenso – falls überhaupt gewollt – ideologische Zugehörigkeiten und spirituelle Lebenseinstellungen. Die Verkürzungen der eigenen Identität wird mit einem dargelegten Lächeln zur Reklametafel, wobei manche vor der intensiven Nutzung optimierender Bildbearbeitungsprogramme nicht zurückschrecken. Die Überzeichnung vorteilhafter Facetten soll das Deutliche zum Vorschein bringen, um das anbieten zu können, was gerade eben als begehrenswert gefunden werden kann: superschlank, supersportlich, superbeliebt, superreich und superschön.

> »They'll claim statements like ›no fats‹, ›no fems‹, ›no asians‹, and ›no blacks‹ are nothing more than preferences which they can't be blamed for, despite the fact that dating, attraction, and desire are and have always been political. […] People use the word ›preference‹ when they

> don't really know what it means. The big question is, since when is it okay to judge an entire group of people before you meet them? They've got a word for that: prejudice.«[12]

Diese Verkürzungen auf wenige – meist sichtbare – Parameter führen in der Tat zur Befeuerung alter Klischees. Die Hinwendung zu Schönheitsidealen wird dabei gerne als Klarheit über eigene Wunschvorstellungen fehlinterpretiert, besonders dann, wenn generalistische Ausschlüsse ganzer Personengruppen vollzogen werden. Die Entschleierung dieser scheinbaren Klarheit bringt Strategien der Exklusion zum Vorschein, die Menschen aufgrund äußerer, sozialer und kultureller Marker aus dem Spektrum der Attraktivität verbannen. Es sind Vorurteile und Zuschreibungen, die mehreren Gruppen übergestülpt werden, um so den Aktionsradius des Begehrens zu optimieren. Zu wissen, was man in der queeren Gemeinschaft schön findet, geht somit gern mit der Erkenntnis einher, was als unschön oder gar hässlich verstanden werden kann.

> »Those Asian men who are featured as desirable in the gay media are those who have been able to ›successfully‹ assimilate to the dominant Anglo gay culture (e. g., Anglo features, muscular, gay fashions) […] Men from Southeast Asian backgrounds in this study were frequently highly sensitive to their subordinate positioning in the dominant gay culture, in ways that Anglos would have had difficulty even noticing. For instance, in addition to being absent in the media, their experiences of being ›invisible‹ to other participants on the scene, such as being ignored by bar staff and catching disapproving glances from Anglo and other European patrons […].«[13]

---

12 Buffy Flores, This ›No Fats, No Fems‹ Shirt Is Everything That's Wrong With the Gay Community (28.04.2016), in: Pride (Pride Publishing Inc.), https://www.pride.com/firstperson/2016/4/28/no-fats-no-fems-shirt-everything-thats-wrong-gay-community (5/2021).

13 Damien Ridge, Amos Hee, Victor Minichiello, Asian Men on the Scene, in: Journal of Homosexuality, Vol. 36, No. 3-4 (1999), S. 47, DOI: https://www.tandfonline.com/doi/abs/10.1300/J082v36n03_03 (5/2021).

Die zum Tragen kommenden Mechanismen auf Onlineplattformen sind keineswegs neu, sondern lediglich virtuelle Fortsetzungen täglicher Marginalisierungen eines vermeintlich *Anderen*. Sowohl die Schaffung von Hierarchiesystemen als auch ihrer Anwendungsformen sowie deren unreflektierte, aber anscheinend zweckdienliche Nutzung, bedienen sich allseits bekannter Etikettierungs- und Stigmatisierungsstrategien auf Basis sozial konstruierter – queerer – Schönheitsformeln.

> »It is also interesting to note that while ten ethnic labels are offered by Grindr, these categories are centred on western civilisations, offering labels for major groups such as ›White‹ and ›Black‹, as well as subcontinental groups such as ›Native American‹ and ›Latino‹. Middle Eastern ethnicity are represented by ›Middle Eastern‹, while Asia is represented by ›Asian‹ and ›South Asian‹, despite being the largest, most ethnically diverse and populous continent. All other individuals are simply accounted for in ›Other‹. In contrast, we see more general options offered by Jack'd[14] – ›Asian‹, ›Black‹, ›Caucasian‹, ›Latino‹, ›Middle Eastern‹, ›Mixed‹, ›Pacific Islander‹ and ›Other‹. As many interviewees expressed, underrepresentation of accurate ethnicities and/or cultural identities result in the selection of ›Blank‹, ›Prefer not to say‹ or other equivalent options offered. While ethnic filtering may facilitate prejudice against certain ethnic groups, many users describe these exclusions as non-racially motivated and simply a matter of personal taste. Researchers have argued that tastes and interested of individuals are ultimately shaped through socio-economic, as well as locational factors, and not necessarily a matter of taste, but an issue relating to cultural and political differences […].«[15]

14 Jack'd: eine App-basierende Chat- und Dating-Plattform für queeres Publikum, https://www.jackd.com/ (5/2021).

15 Wei-Hong Tseng, ›NO ASIANS PLEASE‹, ›ONLY FOR ASIANS‹: Experiences of East-Asian Gay Newcomers on Grindr and Jack'd in London, Dissertation Goldsmiths University of London (London 2017), S. 50f.

So vereinend Queerness aufgrund von Begehen und subkultureller Überschneidungen wirken mag, die Bruchlinien der Heteronormativität finden sich auch an der Außenfassade des »Vorhofes einer Macht«[16] wieder. Die Innovationskraft queerer Schönheit bekommt zunehmend Chancen auf Sichtbarkeit und Anerkennung, doch vieles der Alltagskultur bleibt alten Traditionen von Männlichkeit und Weiblichkeit verbunden. Selbst wenn sich zähflüssige Veränderungsströme zu ergießen beginnen und von manchen frenetisch als Befreiung von alten Mustern gefeiert werden, so fließen sie nicht nur langsam voran, sondern sind auch immer gefährlich, da sich der Fortschritt als Rückschritt in neuer Form entpuppen könnte. Ganz unpolitisch und unauffällig dienen hierbei Muster von Schönheit als fahrtüchtiges Vehikel, um Lebensentwürfe und ideologische Standpunkte zu formen. Das Erleben von Attraktivität, die Annäherung an Standards zeitgenössischer Schönheit und das Begehren einer Makellosigkeit beeinflussen subtil, aber erfolgreich das Handeln der Menschen, gesamtheitlich und subkulturell.

Die queere Kreativität in der Schaffenskraft neugedachter Schönheitsformen bietet sowohl das revolutionäre Potenzial, etablierten Traditionen die Stirn bieten zu können als auch als Gehilfe normativer Wirkungsprozesse zu fungieren. Daher lässt die der Schönheit innewohnende Queerness Raum für alternative Interpretationen eigener Erscheinungsformen und gibt Freiheit im Begehren und Kreativität für die Interpretation von Attraktivität. Sie beschränkt sich weder auf alte Traditionen noch auf wahrnehmbare Facetten, sondern erlaubt die Entdeckung, die persönlich, aber auch gemeinschaftlich, real sowie virtuell gedacht werden muss. Diese Freiheit mag für viele anstrengend wirken, kommen doch plötzlich bequeme Passformen von Schönheitskonzepten – die idealerweise auch gleich gewisse Formen der Anerkennung beinhalten – abhanden. Die imaginäre Checkliste entsorgend, was nun schöner macht und was besser ausgespart werden sollte, betrifft unweigerlich die eigene Erscheinung. Das Resultat: Ge- und erlebte Konzepte von Schönheit müssen kritisch hinterfragt und adaptiert werden. Mit

16 Siehe: Martin J. Gössl, Schöne, queere Zeiten?, S. 22.

dem Neudenken einhergehend werden jedoch weder Ästhetik noch Begehren verhandelt – beides darf und muss als Empfinden seine persönliche Richtigkeit haben –, doch die sozialen Automatismen einer Exklusion basierend auf Schönheitsvorstellungen werden als das wahrgenommen, was sie sind: Etiketten, Stigmata und Vorurteile.

8. Queere Kultur(en)

> »Since identity is the product of a relation of power, queer identity and queer culture must necessarily change as the unacceptable becomes acceptable, however transitory that acceptability might be.«[1]

Thomas Peele, US-amerikanischer Wissenschaftler für englische Sprache, schaffte es mit dieser Bemerkung in der Einführung zu einem Sammelband, die Essenz queerer Kulturen auf den Punkt zu bringen. Wenn Identitäten und deren Subkulturen durch machtvolle Diskurse entstehen, geformt, begünstigt oder behindert werden, dann liegt dem queeren Kulturverständnis die Kritik dieser Diskurse zugrunde. Queere und nonqueere Kulturverständnisse avancieren keineswegs zu verbindungslosen Antithesen, sondern werden vielmehr zu kritischen Gegenüberstellungen etablierter Szenen und Performanzen. Diese kulturellen Interaktionen sind aufeinander angewiesen und befinden sich in einem ständigen und produktiven Austausch. Nichts wirkt enthemmender als die queerkulturelle Überschreitung und Überzeichnung normativer Grenzen, gleichsam schafft nichts mehr allgemeinen Beifall wie die Imitation und Interpretation queerer Identitäten. Egal ob populär oder intellektuell aufgesetzte Kulturschaffen, die Analogien auf die Welt der anderen funktioniert gerade durch das Spiel mit kreativer Vermutung und mit Klischees.

---

1 Thomas Peele, Introduction: Popular Culture, Queer Culture, in: Thomas Peele (Hg.), Queer Popular Culture, Literature, Media, Film, and Television (New York 2007), S. 7.

> »*Will & Grace*[2] makes homosexuality safe for broadcast television audiences by framing its characters within the familiar popular culture convention that equates gayness with a lack of masculinity and through the familiar situation comedy genre conventions of romantic comedy and delayed consummation, infantilization, and an emphasis on characters' interpersonal relationships rather than the characters' connections to the larger social world. Taken together, these conventions work to confine homosexuality within its paradoxical position in dominant heteronormative discourses; homosexuality can only be represented through heterosexist categories and language, while at the same time it is marked as a deviation from the norm.«[3]

Queere Kulturformen sind damit nicht nur vielfältig in einem subkulturellen Selbstverständnis, sondern ebenso mehrdimensional in den von außen vollzogenen Interpretationen einer Mehrheitsgesellschaft. Neben medialen Erscheinungsformen sind es vor allem Verhaltensweisen, Sprechweisen und kulturelle Codes wie populäre Idole oder geografische Orte, modische Analogien, Bar- und Theaterkulturen bis hin zu sichtbaren Lebensstilen, die eine interpretative Auslegung erfahren können. Es sind Ausdrucksformen, die das gleichgeschlechtliche Begehren und die geschlechtliche Vielfalt in den öffentlichen Raum tragen, um gemeinsam – in queeren oder nonqueeren Zirkeln – als Idee gedacht zu werden. Dabei spielen Geschlecht und Sex eine immanente Rolle – beispielsweise in Sprachcodes oder Symbolen –, sowohl als Anknüpfungspunkt für Gemeinsamkeiten als auch im Erleben von Begehren und Konkurrenz. Diese Ambivalenzen werden vor allem im queeren Witz spürbar, wenn nämlich die schnelle verbale Attacke mit Schlagfertigkeit kombiniert die gruppendynamische Vorherrschaft sichert. Drag Queens wird diese Fähigkeit gern abverlangt, wobei Ziel des Angriffs

---

2 Siehe: Will & Grace, TV Serie (USA 1998-2020), https://www.imdb.com/title/tt0157246/ (5/2021).

3 Kathleen Battles, Wendy Hilton-Morrow, Gay Characters in Conventional Spaces: Will and Grace and the Situation Comedy Genre, in: Critical Studies in Media Communication, Vol. 19, No. 1 (2002), S. 101f., DOI: https://doi.org/10.1080/07393180216553 (5/2021).

sowohl jemand innerhalb sowie außerhalb der eigenen Gemeinschaft werden kann. Die populäre Drag Queen Alaska Thunderfuck[4] interpretiert sich hinsichtlich des abverlangten bissigen Humors als reflektierende Schamanin:

> »Well, because ultimately drag queens are truth-tellers. My best friend Jeremey's philosophy is that drag queens are modern-day shamans. […] They go through a transformation. There's a lot of tradition and culture that goes into that. Then, on stage, they have an ability to reflect back at you *your* truth and truths about society we don't want to think about. So ultimately, everything is fake: the hair, the body, the fingernails – but in that fakeness something real is able to be exposed. That isn't why I got into drag. I got into drag because it was cool. But learning about why drag was cool is something that I love that came later.«[5]

In der Tat lässt sich im Bagatellisieren einer Kulturform auch die Freiheit finden, willentliche Irritationen und Provokationen hervorzurufen. Gerade Drag Queens wurden und werden nicht nur von manchen Menschen einer heteronormativen Norm belächelt, sondern ab und an auch von Vertreter*innen einer queeren Gemeinschaft. Die der Drag Kunst innewohnende Provokation, nämlich geschlechtliche Zuschreibungen zu überschreiten, ist nur die sichtbarste Ebene der Irritation, die durchaus erfolgreich inner- und außerhalb der queeren Gemeinschaft wirkt. Oftmals wird die Provokation noch vertieft, wenn Schönheitsideale, Verhaltensweisen und vieles mehr Zielscheibe des Angriffs werden. Auch wenn Drags zumeist die großen Bühnen verschlossen blieben, wurde aus dieser Not eine Tugend, in dem nun jeder Ort für eine amüsante Darbietung genutzt wird. Und stets ist die queere Perspektive auf Sexualität und Geschlecht der Ausgangspunkt, die vorhan-

4 Siehe: Alaska Thunderfuck, https://alaskathunderfuck.com/ (5/2021).

5 David Reddish, Are drag queens modern-day shamans? Alaska takes us to the church of drag comedy (24.04.2021), in: Queerty (Queerty Inc.), https://www.queerty.com/drag-queens-modern-day-shamans-alaska-takes-us-church-drag-comedy-20210414 (5/2021).

dene Welt mit all ihren Schatten- und Sonnenseiten zu interpretieren. Gerade aus dem Verständnis heraus darf Drag als eine der essenziellsten Kunstformen einer queeren Gemeinschaft verstanden werden, in welcher Unterdrückung und Verfolgung sowie das Lachen über sich selbst zelebriert werden.

In der Tat lassen sich in queeren Kulturen drei Parameter diagnostizieren, die in postmodernen, virtuell vernetzten Gesellschaften grundlegend einflussnehmend sind. Diese kulturellen Ausprägungen umfassen die *körperliche Vitalität, die fortwährende Feierlaune und die essenzielle Unverwüstlichkeit*.

> »Last month the Centers for Disease Control and Prevention released a report concluding that gay, lesbian and bisexual people in the United States had higher rates of self-reported underlying conditions like cancer, heart disease and obesity than heterosexual people and are also more likely to be smokers. These conditions put adults at increased risk for severe illness from Covid-19, the report said.«[6]

Die *körperliche Vitalität* fungiert einerseits als nach außen getragene Reklame für sexuelles Begehren, andererseits als soziales Vehikel, dessen grundlegende Funktion die Partizipation am queeren Sozial- und Kulturleben darstellt. Diese Vitalität ist ein Prinzip, ein grundlegendes Moment, das gern für vollständige Teilhabe vorausgesetzt wird. Es bildet die Basis, auf der Elemente der subkulturellen Sozialisation aufgebaut werden.

> »Our study found that alcohol played a key role in identity construction for LGBT people in Scotland. Respondents described the necessity of consuming alcohol to gain courage to first access the gay scene, the expectation that heavy drinking would continue to form an integral part of ›nights out‹ on the gay scene, and persistent peer pressure to drink across the life-course. The conventional binary opposition (pints

6 Christina Caron, L.G.B.T.Q. People Face Increased Risks From Covid, but Many Don't Want the Vaccine (05.05.2021), in: The New York Times, https://www.nytimes.com/2021/03/05/well/lgbtq-covid-19-vaccine.html?referringSource=articleShare (5/2021).

> of beer signify ›masculinity‹, sweet colourful cocktails and alcopops signify ›femininity‹) was reversed to signify non-heteronormativity (i.e. lesbians drink pinks of beer while gay men drink cocktails and alcopops). Even when respondents rejected these stereotypes, there was a sense that these powerful associations still influenced people's drinking practices.«[7]

Das queere Kulturverständnis von physischer Vitalität dient vor allem dem Zweck, als Sozialwesen agieren und queerkollektive Performanzen vollziehen beziehungsweise ihnen nahezu uneingeschränkt beiwohnen zu können. Einerseits umfasst dies einen körperlichen Aktionsrahmen, der die Möglichkeit bietet, Anteil zu nehmen. Andererseits sind es körperbezogene Handlungen – Rituale –, die überhaupt ein lebendiges Dabeisein ermöglichen. Sichtbare Brüche in diesen Idealen sorgen für ein kollektives Unwohlsein, wenn beispielsweise eine körperliche Einschränkung die standardisierte Partizipation verhindert oder allgegenwärtige Handlungen wie Alkoholkonsum problematisch geworden sind. Körperliche und psychische Einschränkungen werden gern zur Privatsache erklärt, scheinen sie nicht nur kollektive Angst hervorzurufen, sondern so gar nicht in die Feierkultur eines queeren Soziallebens zu passen. Gleichsam der Umgang mit Alkohol als (sub-)kulturellem Schmiermittel der queeren Gemeinschaft (und der Gesellschaft ganz allgemein), das in rauen Mengen genossen nur ungern als problematisches Suchtmittel wahrgenommen wird. Die kulturelle Teilhabe fordert körperliche Vitalität ein oder zumindest die Fähigkeit, sich Teilhabe zu erlauben, ohne große Irritationen bei seinem Umfeld zu verursachen. Der von Sucht entkoppelte Spaß mit Alkohol, die chronische Erkrankung ohne Schmerz, die Rollstuhlperson mit inspirierendem Lächeln: die Herausforderungen sollen überbrückt werden können, dann ist die Partizipation willkommen.

---

7 Carol Emslie, Jemma Lennox, Lana Ireland, The role of alcohol in identity construction among LGBT people: a qualitative study, in: Sociology of Health & Illness, Vol. 39, No. 8 (2017), S. 1475, DOI: https://pubmed.ncbi.nlm.nih.gov/28833252/ (5/2021).

> »Invisibility within both communities. LGBT people with disabilities often report that it is challenging to have their identities fully recognized. In spaces focused on disability, their unique experiences as LGBT people may not be recognized. And in LGBT spaces, services and facilities may not be inclusive or accessible, including having accessible buildings or restrooms, ASL interpretation and/or CART captioning for deaf or hard of hearing people, and more.«[8]

Diese fortlaufende und gnadenlose Inanspruchnahme der eigenen Vitalität fordert ihren Tribut, wodurch sich die Ambivalenz zwischen vitalen Partizipationsvermögen und queerkultureller Schaffenskraft nochmals verstärkt.

> »Research on disability has identified both nonmodifiable risk factors such as age, gender, and genetics, and modifiable risk factors such as age-related diseases, impairments, functional limitations, poor coping strategies, sedentary lifestyles, and other risk behaviors in addition to social and environmental obstacles. It is important to recognize that some of the covariates of disability in these communities are related to modifiable health behaviors, including smoking among all the groups as well as weight control among lesbians. Understanding the mechanisms through which LGB adults have an increased risk of disability is important in developing and targeting prevention efforts tailored to the specific risks they face.«[9]

Diese tiefsitzende Verankerung von Konsumation schädigender Substanzen, die gnadenlose Unterwerfung des Körpers und die starke Fokussierung auf sichtbare Vitalität nach außen begünstigen eine körperfeindliche Kultur, die nur wenig queere Spielräume für Alternativen

---

8 MAP, movement advancement project, LGBT People with Disabilities, https://www.lgbtmap.org/file/LGBT-People-With-Disabilities.pdf (5/2021), S. 3.

9 Karen I. Fredriksen-Goldsen, Hyun-Jun Kim, Susan E. Barkan, Disability Among Lesbian, Gay, and Bisexual Adults: Disparities in Prevalence and Risk, in: American Journal of Public Health, Vol 102, No. 1 (2012), S. E19, DOI: https://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC3490559/ (5/2021).

zulässt, beziehungsweise sie oftmals einem organisatorischen Rahmen zuschreibt. Nicht selten sind in queeren Gemeinschaftsgruppen und Zentren problembasierte Lösungsangebote fixer Bestandteil ihrer Programme: Abstinenzstrategien, Austauschformate für sogenannte Randgruppen, soziale Interaktionen für Personen mit Einschränkungen und vieles mehr. Die Notwendigkeit für solche Angebote an ein queeres Publikum sind oftmals den Selbstvertretungen vorbehalten und erfahren nur selten in einer queeren Ausgehkultur Sichtbarkeit. Der Brückenschlag zwischen Vitalität und einem gesunden Lebensstil scheint notwendig, wodurch die Auflösung der obsessiven Verbindung von Vitalität mit ewiger Jugend und idealisierten Körperformen gelingen könnte.

Die Vorstellung einer *fortwährenden Feierlaune* trifft nicht nur die Außenwahrnehmung der queeren Gemeinschaft, sondern fußt oftmals auch auf einem queersubkulturellem Selbstverständnis. Christopher-Street-Days oder andere Formate haben sich in postmodernen, virtuell vernetzten Gesellschaften von öffentlichen Protestkundgebungen zunehmend zu feierlichen Veranstaltungen gewandelt, wodurch für so manchen die Inhalte in den Hintergrund gerückt sind.

> »Going to Gay Pride, he said, has become a ›cool thing‹ to attend rather than a place to uplift marginalized voices and to acknowledge the community's struggle to achieve progress. He said Pride, like St. Patrick's Day or Cinco de Mayo, has been taken over by people who want an excuse to drink and party, displacing the LGBTQ community from a festival meant to celebrate it.«[10]

In der Tat war das lustvolle Feiern bereits kurz nach den Stonewall Riots immanenter Bestandteil des queeren Protests. Die schlichte Tatsache, nur unter erschwerten beziehungsweise illegalen Umständen queere Partymöglichkeit erleben zu können, machte die Abendgestaltung zu

10 Alia Wong, Gay Pride parades used to mean protests. Now they're an excuse for straight kids to party (04.06.2019), in: USA Today, https://www.usatoday.com/story/news/LGBT-issues/2018/06/22/pride-parades-excuse-straight-kids-party/712068002/ (5/2021).

einer wichtigen Angebotsform von Selbstvertretungsvereinen der Post-Stonewall-Bewegung.[11]

> »One of the greatest strengths of the gay rights movement has been its ability to combine activism with fun. However, as my research shows, unless there's an intent to prioritize political agendas, group solidarity can easily be eroded. Sanker has noted that as his events have become more profitable, they've faced less opposition from public officials and conservative groups. But this profitability has meant scrubbing controversial political messages from the events to make them as palatable to as many customers as possible. Something, clearly, has been lost. Sociologists are keen to note how cultures – along with subcultures – often emerge as a way to alleviate feelings of isolation and suffering. However, cultural events often become co-opted by profit motives. When this happens, they become less about caring for one another, building a sense of community or celebrating the positive aspects of humanity.«[12]

Neben einer Nostalgie für die guten alten Zeiten hat sich offenkundig die revolutionäre Feierstimmung einer queeren Kultur im Laufe der Zeit gewandelt, sowohl im Setting als auch beim Publikum. Populäre Veranstaltungen der queeren Szene wirken zunehmend attraktiv für großes Sponsoring und werden dabei gern von nonqueeren Menschen aufgesucht. Die dabei nach außen getragenen Bilder sind – so wie es stets bei Bildern der Fall ist – Verkürzungen der Realität: Inhalte gehen verloren und Zusammenhänge können nur teilweise dargestellt werden. Die Konsequenz sind beständige Reduktionen medialer Darstellungen (und der persönlichen Erinnerungen) auf die fortwährende

---

11 Siehe: Martin J. Gössl, Als die erste Münze flog und die Revolution begann, Die Homosexuellen-Bewegung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten von Amerika (Graz 2009).

12 Christopher T. Connor, How the gay party scene short-circuited and became a moneymaking bonanza (12.02.2021), in: The Conversation, Academic rigor, journalistic flair, https://theconversation.com/how-the-gay-party-scene-short-circuited-and-became-a-moneymaking-bonanza-153424 (5/2021).

Feierstimmung der queeren Szene. Egal wie stark eine Post-Stonewall-Tradition das Element des feierlichen Ausbruchs aus unterdrückenden Regimen beanspruchen mag, der Ausgleich zwischen Party und Politik bleibt ein polarisierender. Daher sind die zuvor dargebrachten Argumente des Soziologen Christopher T. Connor nur allzu treffend, wenn seine queerhistorische Analyse von Protest und Feierlaune mit der subkulturellen Tradition einer jüngsten Vergangenheit in Verbindung gebracht werden, vor allem auch aufgrund der Tatsache, dass dieses Element über Jahrzehnte gern und intensiv vorangetrieben wurde. Doch die Erfolge zentraler queerer Forderungen der letzten Jahrzehnte drängen die politischen – kontroversiellen – und notwendigen Botschaften einer aktuellen Zeit für den Profit beziehungsweise für eine breite Solidarität in den Hintergrund, oder schlimmer noch, mildern sie ab (oder lassen sie gänzlich verschwinden).

Doch das Schwelgen in der Nostalgie einer brüderlichen Queerness der 1970er Jahre wäre verfrüht, denn das bewährte Konzept der politischen Feier hatte für so einige Gruppen stets Grenzen. Die Aktivistin Sylvia Rivera wusste in einer Replik über die Zeit eine entsprechende Kritik zu formulieren:

> »This was at pride. It was the year Bette Midler came to sing ›Happy Birthday‹ [1973, Washington Square Park, New York City] for us. It was happy for the mainstream community, but it was not happy for us. They tried to stop drag queen entertainers from performing. It was angry because I had been scheduled for many months to speak at that rally. So I'm stubborn, and I wasn't going to have it. Because for four years we were the vanguard of the gay movement, and all of a sudden it was being taken away. We were being pushed out of something we helped create.
>
> I remember this man telling me, a straight man who was my boss at the time, when I was working in Jersey – he said, ›Ray, the oppressed becomes the oppressor. Be careful. Watch it.‹ And I saw it. And I still see it. I literally had to fight my way up onto that stage. I was beat. I got

> to speak. I said my piece. And I basically left the movement for many years. I didn't come back into view until the 20th anniversary.«[13]

Die fortwährende Feierlaune unterliegt nicht nur der aktuellen Gefahr der Kommerzialisierung, sondern befindet sich aufgrund der weitreichenden Diversität der queeren Subkultur fortlaufend unter Druck, insbesondere dann, wenn zeitgleich eine Vielzahl dem gemeinschaftlichen Bedürfnis nach Begegnung und Austausch nachkommen wollen, wobei anderen wieder das Zentrum gänzlich den politischen Forderungen zur Verfügung stellen möchten. Dem herzhaften Artikulieren einer Forderung, dem lebhaften Protest gegen soziale Schieflagen steht ebenso der Wunsch vieler gegenüber, für kurze Zeit eine queergemeinschaftliche Scheinnormalität erleben zu wollen. Ein Partyabend, ein Protestmarsch oder ein Aktionstag waren und sind stets mit vielen Bedürfnissen beladen und nur wenigen davon kann ausreichend queere Anerkennung beigemessen werden. Doch auch hier entpuppt sich die oftmals kritisierte Ambivalenz einer Bewegung als fruchtbringende Symbiose. Denn am Ende ist die kontraproduktivste Form der eigenen Entmachtung das Desinteresse und die fehlende Teilnahme. Nicht wenige Formate einer fortwährenden Feierlaune sind aufgrund dessen verschwunden.

> »Im Vorfeld der Pressekonferenz hat jedoch der Vorstand des Trägervereins ›Life+‹ ein Statement über das Aus des Charity-Events veröffentlicht. ›Alle hielten den Life Ball für ein unsinkbares Schiff‹, sagten deren Mitglieder über die schwierige finanzielle Lage. ›Das war keine Entscheidung, sondern eine Entwicklung. Eine Entwicklung, die im Jahr 2016, in dem der Life Ball pausiert hat, begonnen hat‹, erklärte der Verein und beschrieb die kräfteaufreibende Zeit, die danach kam. ›Finanzielle Substanz, weil wir trotzdem Projektgelder ausgeschüttet und einen Großteil der Reserven dafür verwendet haben und personelle Substanz, weil wichtige und erfahrene Mitarbeiter den Verein verlassen haben‹. Außerdem hätten sich auch manche Sponsoren in

13 Ehn Nothing, Street Transvestite Action Revolutionaries, Survival, Revolt, and Queer Antagonist Struggle, S. 53.

> der Zwischenzeit neue Betätigungsfelder gesucht. ›Der Life Ball 2017 und 2018 waren in Folge beide ein Kraftakt‹, so der Verein.«[14]

Der Life Ball – wohl eines der weltweit bekanntesten Veranstaltungsformate mit queerer Philosophie – ist nur ein Event von vielen, dem ein finanzielles Überleben nicht vergönnt war, und Beweis dafür, dass der Grad zwischen breiter finanzieller Unterstützung und queerer Anerkennung ein schmaler ist.

Die Tatsache einer *essenziellen Unverwüstlichkeit* basiert auf einer langen queeren Leidensgeschichte. Verschiedene Formen der queeren Interaktionen mussten im Laufe der Jahrhunderte – und müssen an vielen Orten dieser Welt noch immer – gefunden werden, um alternativen Existenzen zur Heteronormativität ein (Er-)Leben zu ermöglichen. Sowohl Orte und Räume als auch Nischen wurden so sozial und kulturell verqueert; meist im Schatten einer sexuellen und geschlechtlichen *Normalität*. Das gleichgeschlechtliche Begehren stellte dabei nur eine Facette von vielen Möglichkeiten dar, weswegen eine Nacherzählung der Geschichte dieser subkulturellen Realitäten anhand heutiger Definitionen äußerst schwierig nachzuzeichnen ist. Die Herausbildung verschiedener, queerer Kulturformen ist einerseits an (reale oder virtuelle) Örtlichkeiten gebunden und andererseits von einer Gemeinschaft abhängig, die sich dieser kulturellen Performanz verschrieben hat. Beides unterliegt permanenten Wandlungen, beispielsweise die realen Räume.

> »[…] culture clashes are playing out across the nation in historically gay districts, nicknamed gayborhoods. Places like Greenwich Village in Manhattan and the Castro district in San Francisco, once incubators for the gay rights movement, have ›straightened‹ in recent decades,

14 APA/Red., Ende des Life Balls: Das sind die wahren Gründe für das Aus (20.05.2019); https://www.vienna.at/ende-des-life-balls-das-sind-die-wahren-gruende-fuer-das-aus/6214286 (5/2021).

> leading to incidents of resistance and some angst about the effects on the L.G.B.T.Q. community.«[15]

Gerade der Verlust von Räumen wird oftmals mit der Angst queerer Menschen in Verbindung gebracht, Teile der eigenen Kultur zu verlieren. Die queere Kultur wird den Orten und den dort lebenden Gemeinschaften als immanent und essenziell zugeschrieben. Sogenannte Gayborhoods, also queere Nachbarschaften, gelten für viele als gefährdete Kulturräume urbanen Lebens.

Doch damit nicht genug, die Gefahren einer queeren Kultur der Unverwüstlichkeit betreffen auch das einzelne Individuum, wie der Theaterwissenschafter Sky Gilbert in seiner Antwort auf die provokante Frage »Depression, suicide and epidemic drug use? How can this be? Aren't gay men happy hedonists and rich as hell to boot?«[16] feststellt:

> »If the plight of gay men is so dire, why are gay magazines obsessed with pets who travel – and RuPaul? Why is the message of this year's Pride that gay men are just the same as anyone else – including, tragically, the victims of serial killers? Why are gay men dedicated to perpetrating a false image of themselves as not being victims of oppression?
>
> I believe gay men are presently passing through a kind of Stockholm Syndrome in which the captured begin to identify with their captors to such an extent that they wish to become them. In this case, it is the oppressed identifying with their oppressors.«[17]

Verlieren queere Gemeinschaften nicht nur die örtlichen Bastionen, sondern auch die Perspektive auf die lebhafte Kultur der Unterdrückung? In der Tat scheint queeres Leben in der Essenz unverwüstlich

---

15 Scott James, There Goes the Gayborhood (21.06.2021), in: The New York Times, https://www.nytimes.com/2017/06/21/us/gay-pride-lgbtq-gayborhood.html (5/2021).

16 Sky Gilbert, Is queer culture losing its radical roots?, (19.06.2018), in: The Conversation, Academic rigor, journalistic flair, https://theconversation.com/is-queer-culture-losing-its-radical-roots-97837 (5/2021).

17 Ebd.

zu sein. Egal wer auch immer durch welche Gesetze, Reformen, Verfolgungen und Eskalationen eine homogene Norm etablieren wollte, eine queere Kultur blieb bestehen, so wie das Begehren sich nicht verbieten lässt. Ebenso konstant verändern sich die Ausdrucksformen der queeren Kultur, ihre Räume und Codes, die eigenen Trends und Idealisierungen. Das unverwüstliche Moment macht dabei weder vor historischen Relikten noch vor moralischen Grenzen Halt. Revolutionäre Thesen treffen plötzlich auf die bekämpften Antithesen, um am Ende eine neue Synthese in den subkulturellen Alltag zu etablieren; man bedenke hierbei nur das Konzept der Ehe.

> »Die verschiedenen queertheoretischen Stränge der Homo-Ehe-Diskussion lassen sich wie folgt systematisieren. Im Vordergrund steht eine Kritik an der normativen Nutzung und historischen Weiterverwendung von Geschlecht, Sexualität und Identität in der Homo-Ehe-Forderung und Gesetzesinitiative. So betrifft eine Diskrepanz der Homo-Ehe-Gesetzesinitiative die weitgehende Ausblendung der Bedeutung der traditionellen Ehe für die staatliche Regulation gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse. D.h. mit der Homo-Ehe-Forderung findet eine Abkoppelung der Kritik an den bestehenden gesellschaftlichen Sexualitätsverhältnissen von der feministischen Kritik an hegemonialen Geschlechterverhältnissen statt. Grundsätzlich wird angeprangert, dass die Homo-Ehe weniger Homosexualität gleichstelle als vielmehr eine bestimmte Lebensform.«[18]

Selbst die Kultur queerer Beziehungsformen und der abgeleiteten Idealen veränderte sich in den letzten Jahrzehnten nachhaltig. Das Individuum, die Beziehungskonzepte, Räume und Orte sowie vieles mehr weisen einen konstanten Wandel auf. Somit ist in der Tat Unverwüstlichkeit keinesfalls mit Unveränderlichkeit zu verwechseln. Mehr noch: Die queere Essenz darf nicht Ausdrucksformen zugeschrieben werden, sondern findet sich in der Tatsache einer Veränderung wieder. Die essenzielle Unverwüstlichkeit ist einer queeren Immanenz geschuldet,

18 Heike Raab, »Sexual Politics, juridische Emanzipationsdiskurse und Staat«, Dissertation Universität Wien (Wien 2009), S. 198.

der geschlechtlichen und sexuellen Vielfalt, die sich einem heteronormativen Rahmen zu entziehen weiß. Die Inhärenz der Unverwüstlichkeit liegt in der Flexibilität, die dem Druck durch fortlaufende Veränderungen geschuldet ist.

Queere Kulturen entwickeln sich weiter; dies war schon immer so und wird auch weiterhin so bleiben. Manche Ideen werden weitergetragen, andere vergessen. Die sichtbaren Debatten einer queeren Subkultur spiegeln diesen natürlichen Prozess wider – und bieten Thesen und Antithesen, bevor eine Synthese in Erscheinung tritt –, wenn Generationen sich selbst als solche definieren und längst Gehabtes dem schnöden Vorhandenen oder gar dem vormals Abgelehnten vorgezogen wird. Umgekehrt mag das Alte breites Desinteresse hervorrufen, wodurch wichtige Lektionen – gesellschaftspolitische Strategien, grundlegende Argumente und mehr – einer kollektiven Vergangenheit verloren gehen. Was bleibt, ist somit die essenzielle Unverwüstlichkeit queerer Subkulturen in ihrer beständigen Fortentwicklung, in der neue Räume und neue Formen der Gemeinschaften erlebt werden, doch nichts ewige Gültigkeit genießt.

Die queere Kultur aus *körperlicher Vitalität, fortwährender Feierlaune und essenzieller Unverwüstlichkeit* prägen den kollektiven Körper einer Gemeinschaft. Es sind Passformen, die nicht immer und überall treffsicher angewandt werden können, aber es sind jedenfalls populäre Ideen, die im queeren Bauplan eines gemeinschaftlichen Corpus Anwendung finden.

Die Kultur eines gleichgeschlechtlichen Begehrens, der sexuellen *Unordnung*, der geschlechtlichen Vielfalt und der anders gedachten Beziehungsformen war stets eine Kultur des Alltages, die sich im Einzelnen, aber auch in einem größeren Kollektiv wiederfindet. Ob das Stundenhotel, in dem die Kultur des Schweigens zelebriert wird, oder die einschlägige Bar[19] in Park Slope, wo sich seit Jahrzehnten lesbische Frauen zum Politisieren treffen, queere Kultur ist vielfältig und wechselhaft. Manche Traditionen können auf die Zeit der heteronormati-

19 Ginger's, 363 5th Ave, Brooklyn, NY 11215 (USA), https://www.lesbianbarproject.com/gingers (5/2021).

ven Unterdrückung oder auf die stolze Epoche der Gay Liberation zurückgeführt werden. Andere kulturelle Expressionen sind den Instinkten geschuldet, also dem Heimlichen und Verborgenen zuzuschreiben. Egal wie, queere Kultur ist immer auch Ausdruck eines gemeinschaftlichen Geschehens, dem Kreativität folgt. Und so überrascht es wenig, dass gerade unsichtbare und sichtbare Formen der kreativen Auseinandersetzung gleichermaßen queere Subkulturen formen und ab und an sogar in die Mehrheitsgesellschaft hineinragen.

Über Geschmack lässt sich bekanntlich nicht streiten, ebenso wenig über die Un- beziehungsweise Wichtigkeit von Facetten der Alltagskultur, denn jedes Fragment trägt eine Besonderheit in sich. Die vielen Jahrzehnte nach der Stonewall-Revolution haben nicht nur die queere Kultur in ihrer Diversität in vielen Teilen der Welt legal erlebbar gemacht, sondern auch die Möglichkeit geschaffen, die Auseinandersetzung zu pflegen. Dies bedingt nicht nur konventionelle Weiterentwicklungen, wie sie schon Jahrhunderte davor bestanden, sondern darüber hinaus neue Dimensionen, beispielsweise eine offene, queere Jugendkultur oder eine queere Businesskultur. LGBTIQ-Menschen haben in vielen Gesellschaften dieser Welt eine legale, teilweise auch eine vor Diskriminierung geschützte Freiheit, sich selbst, aber auch als Gruppe zu entdecken und eine sozial-kulturelle Interaktion zu pflegen. Man kann das einende Band, eine alternative Idee von Geschlecht und Sexualität zu leben, nach außen tragen und die damit verbundenen Perspektiven für die kulturelle Schaffenskraft nutzen. Daraus ergeben sich am Ende Idole, Formen des Humors, Codes des Miteinanders und vieles mehr, um am Ende doch so etwas wie queere Normalität zu ermöglichen.

Die queerkulturelle Anerkennung bedingt die Pflicht, das Erbe dieser eigenen – gemeinschaftlichen – Vergangenheit und die dazugehörige Pflege gegenwärtiger Ausdrucksformen sowie die Förderung einer Weiterentwicklung anzunehmen. Dies ist nicht nur Auftrag an die eigene Gemeinschaft, sondern ebenso eine notwendige politische Forderung an eine Gesamtgesellschaft. Die Achtsamkeit gegenüber der subkulturellen Vergangenheit gibt dem Queeren nicht nur Formen und Gesichter, sondern gleichsam Perspektiven für die Gegenwart und

Zukunft. Es muss dabei weder ein rosa Tempel bespielt, noch einer lila Reliquie gehuldigt werden. Es geht vielmehr um die Wertschätzung verschiedener queerer Kulturformen und deren Anerkennung als gleichwertige Bestandteile einer kollektiven Identität. Außerdem geht es um die Konservierung und die reflektierte Bearbeitung dieser Fragmente (eine Gesamtheit der queeren Subkulturen lässt sich niemals aufbewahren) durch beständige Institutionen (beispielsweise Archive) und akademische Professionen (wie Lehrstühle an Hochschulen). Die Anerkennung einer Kultur lässt sich gerade auch durch die theoretische Auseinandersetzung nachvollziehen, also die diskursive Fähigkeit einer Bildungsgemeinschaft, queere Fragestellungen zu formulieren und sie gleichsam einer fundierten Bearbeitung zuzuführen. Somit sind die Queer Studies immanenter Bestandteil einer queeren Kultur, einer queeren Gemeinschaft. Sie erheben nicht nur als relevant definierte Fakten – generieren also neues Wissen im Feld –, sondern konservieren und interpretieren für die Möglichkeit faktenbasierter Debatten. Es sind gesellschaftspolitische Entscheidungen, die den Rahmen vorgeben, was Relevanz genießen soll und welche Artefakte unbeachtet bleiben dürfen. Diese kulturelle Wertung mag zwar in einer dominanten Heteronormativität schlüssig erscheinen, kann jedoch aus queerer Perspektive als unzureichend verstanden werden oder gar kolonial wirken. Der queere Standpunkt für ein Kulturbewusstsein fordert den sichtbaren Protest. Fehlende Budgets, kulturelle Bagatellisierung und soziale Verdrängung sind häufig gewählte Strategien, um queere Kultur an den Rand der öffentlichen Sichtbarkeit zu schieben. Dies als solches zu akzeptieren, ist nur ein weiteres Zugeständnis, im »Vorhof der Macht«[20] Platz nehmen zu dürfen, ohne gestalterisch zu wirken. Queere Kultur ist Ausdruck einer Vergangenheit der Verfolgung, Unterdrückung, der Revolution und Emanzipation, sie beheimatet Gepflogenheiten des Alltages und bietet Freiheiten für Identitätsbildungen. Sie gibt Raum für Proteste, für Zuneigungen und Sexualitäten, entfesselt die Geschlechter für eine Vielzahl an potenzi-

20 Siehe: Martin J. Gössl, Schöne, queere Zeiten?, S. 22.

ellen Chancen alternativer Normalitäten. All das ist würdig und recht, anerkannt zu werden, als das, was es ist: kultureller Reichtum.

9. Queere Zuspitzungen

Einige queere Themen entziehen sich dem klassischen Versuch der wissenschaftlichen Kategorisierung, oftmals zum Leidwesen der*des Wissenschaftler*in. Es sind Phänomene, die allseits bekannt sich, aber sowohl im Ursprung als auch in ihrer Auswirkung unspezifisch bleiben. Gleichsam können es Verhaltensweisen, Normen und Regeln sein, die irritieren und weder von der Perspektive einer queeren Gemeinschaft noch aus der einer heteronormativen Mehrheitsgesellschaft sinnstiftend auflösbar sind. Diese Realitäten sind Zuspitzungen von Diskursen und/oder Performanzen von Individuen oder Gruppen, die zum Zweck der Irritation oder als soziales Nebenprodukt entstehen. Gern liegt diesen Momenten eine Spannung zugrunde, die sich aus den Widersprüchen innerhalb eines queeren Rahmens ergeben und in einem gemeinschaftlichen Kraftakt umkämpft beziehungsweise ausgehalten werden müssen. Die Anerkennung dieser Konflikte ist essenziell – in der Theorie und in der sozialen Praxis – und eventuell Zustand der Unklarheit, der in weiterer Folge entsprechende Weiterentwicklungen nach sich ziehen.

> »Gays are smarter than anyone else, […]. They're overrepresented as artists and inventors, and there's a reason for that. On average they have higher IQs, but also we have license to experiment and push boundaries where others don't. […] On the one hand, you have the trans lobby that's all about control and oppression and misery and victimhood and grievance culture. And then drag queens, which is about taking the same kind of pain and expressing it through gender-

> defying comedy and transgression and subversion. I'm very much in the second camp. […] I see things happening first, because I'm on the edge of culture, […]. I'm the canary in the coal mine.«[1]

Der queere Künstler Milos Yiannopoulos weiß zu provozieren, auch und vor allem die eigene Gemeinschaft. Sein hier in wenigen Schlaglichtern dargelegtes Interview veranlasste die Redaktion des queeren Magazins *Out*, dem Interview eine Notiz[2] der Herausgeber voranzustellen, die verdeutlichen sollte, dass es sich um keinen offiziellen Standpunkt des Magazins handle.

Ausflüsse queerer Anerkennungen kristallisieren sich gern an Linien der Auseinandersetzung, wo extreme und polarisierende Positionen für gemäßigte Kompromisse eingewechselt werden. Oder entlang tiefgreifender Konfliktlinien eines heteronormativen Ordnungssystem, wodurch sich Gegenangebote einer Subkultur in Form von Dehnungen der gesellschaftlichen Norm ergeben. All diese Zuspitzungen sind strategisch und diskursiv für eine queere Gemeinschaft prägend und beeinflussen ebenso die gesamte Öffentlichkeit. Sie polarisieren und fordern die Auseinandersetzung mit alten Strukturen, bequemen Traditionen und unüberlegten Mustern. Die Queer-Theoretikerin (gern Begründe-

---

1 Chadwick Moore, Send In the Clown: Internet Supervillain Milo Doesn't Care That You Hate Him (21.09.2016), in: The Out Magazine, https://www.out.com/out-exclusives/2016/9/21/send-clown-internet-supervillain-milo-doesnt-care-you-hate-him (5/2021).

2 »Editor's Note: It should not need saying that the views expressed by the subject of this piece in no way represent the opinions of this magazine, but in this era of social media tribalism, the mere act of covering a contentious person can be misinterpreted as an endorsement. If LGBTQ media takes its responsibilities seriously we can't shy away from covering queer people who are at the center of this highly polarized election year, and we ask you to assess Milos Yiannopoulos, the focus of this profile, on his own words without mistaking them for ours.« Chadwick Moore, Send In the Clown: Internet Supervillain Milo Doesn't Care That You Hate Him (21.09.2016), in: The Out Magazine, https://www.out.com/out-exclusives/2016/9/21/send-clown-internet-supervillain-milo-doesnt-care-you-hate-him (5/2021).

rin der Queer Theorie genannt) Eve Kosofsky Sedgwick beschrieb bereits 1993 das Konzept der Queerness:

> »A word so fraught as ›queer‹ is – fraught with so many social and personal histories of exclusion, violence, defiance, excitement – never can only denote; nor even can it only connote; a part of its experimental force as a speech act is the way in which it dramatizes locutionary position itself. Anyone's use of ›queer‹ about themselves means differently from their use of it about someone else. This is true (as it might also be true of ›lesbian‹ or ›gay‹) because of the violently different connotative evaluations that seem to cluster around the category. But ›gay‹ and ›lesbian‹ still present themselves (however delusively) as objective, empirical categories governed by empirical rules of evidence (however contested). ›Queer‹ seems to hinge much more radically and explicitly on a person's undertaking particular, performative acts of experimental self-perception and filiation.«[3]

Dem Queeren liegt eine Radikalität inne, die sich partiell auch immer einer beschreibenden Kategorisierung durch die Wissenschaft und einer kreativen Verarbeitung durch die Kunst zu entziehen weiß. Die notwendige Gegenkonstruktion einer Definition stellt – für manche per Definition polarisierend – das Akronym LGBTI dar, das allein durch die stetigen Erweiterungen das soziale – und teils politische – Bedürfnis der kategorialen Benennung dokumentiert. Für viele scheinen mit den Definitionen lesbisch (L), schwul (G/ay), bisexuell (B), transgender (T) und intersexuell (I) klare Zuschreibungen getroffen sein, die je nach Kenntnisstand in statischer oder flexibler Weise ein sexuelles Begehren oder eine geschlechtliche Uneindeutigkeit fixieren. Ob man dem nun zustimmen kann oder nicht, die diskursive Klarheit in der terminologischen Benennung ist unbestritten, sowohl im Eingeständnis der eigenen Identität und des eigenen Begehrens als auch in der Zuordnung durch externe Instanzen. Die Radikalität in LGBTI liegt in den sozialen Essenzen, die in diesem Akronym subsumiert werden. Die Buchstaben sind keine geheimnisvollen Reduktionen, sondern bei kenntnisrei-

3 Eve Kosofsky Sedgwick, Tendencies (London 1994), S. 8.

cher Entschlüsselung Beschreibungen, die von einer standardisierten Erklärungsmatrix untermalt sind: schwul als sexuelle Handlung zwischen zwei Männern, lesbisch als sexuelle Intimität zwischen Frauen und so weiter. Die Formel reduziert auf das Wesentliche – das Wahrnehmbare – und bietet nur wenig Spielraum für ominöse Interpretationen. Die kollektive Klarheit in der Aufschlüsselung einer LGBTI-Formel wird auch dann deutlich, wenn Bestandteile des Akronyms als Beleidigung tauglich sind. Erst aufgrund der allgemeinen Übereinstimmung kann sich die Kraft als Beleidigung durchsetzen und im sozialen Kontext tragfähig werden:

> »Während es einerseits eingetragene Partnerschaften gibt und über die Öffnung der Ehe für Lesben und Schwule, über Regenbogenfamilien und Adoptionsrecht diskutiert wird, während sich immer mehr Österreicherinnen und Österreicher in Umfragen für weitere Gleichstellungsmaßnahmen aussprechen, wabern unter der politisch korrekten Oberfläche nach wie vor beträchtliche homophobe Vorurteile.
>
> Das nun ist nicht weiter überraschend, denn jahrhundertelang kultivierte Ressentiments verschwinden nicht in wenigen Jahren. Problematisch jedoch ist, dass in Österreich über diese dunkle Seite, über das, was trotz gesetzlicher Gleichstellung weiterexistiert, fast überhaupt nicht gesprochen wird. Konfrontation mit Homophobie geht man lieber aus dem Weg, so wie man es vielfach auch mit ausländerfeindlichen Ausritten immer noch hält.«[4]

Dieses Phänomen kann nicht nur in Österreich festgestellt werden, sondern ebenso in vielen anderen postmodernen, virtuell vernetzten Gesellschaften. Somit kann Eve Kosofsky Sedgwicks Argument aufgegriffen werden: Die Radikalität des Queeren liegt in der Unförmigkeit, weswegen gerade die Zuspitzung in den eigenen Diskursen Platz haben muss. Und diese Diskurse sind weitreichend und polarisierend, langanhaltend und frisch-emotional behaftet. Jedenfalls sind sie vorhan-

4 Irene Brickner, Warum »schwul« ein Schimpfwort ist (11.01.2014), in: Der Standard, https://www.derstandard.at/story/1388650739347/warum-schwul-ein-schimpfwort-ist (5/2021).

den und notwendig, auch wenn sie sich einer Kategorisierung entziehen – wie die folgenden zugespitzten Beispiele darlegen sollen – und schwerwiegender noch, sie stellen ein argumentativ gefährliches Terrain dar. Doch die Gefahr missgeleiteter Interpretationen durch Dritte darf einen Diskurs sowie die vorhandene Argumentation nicht verhindern und dessen Anerkennung als solchen nicht unterbinden.

Trans-Formationen

Der Transformation liegt ein Plan zugrunde, zumindest eine Idee, welche Veränderung durch welche Parameter erreicht werden soll. Damit ist eine Transformation von einem Ausgangs- und Zielpunkt bestimmt. Eine der großen zugespitzten Debatten umspült die geschlechtliche Transformation, also die Transition und das Passing als Prozess mit dem Ziel eines geschlechtlichen Ankommens. Der transidente Moment wird dabei als Metamorphose zwischen dem einen und einem anderen Geschlecht interpretiert. Die biologischen Welten haben dabei wichtige Relevanz und fungieren als geschlechtliche Landkarte, wo mit Aufbruch das eine zurückgelassen und dem anderen sich angenähert werden soll. Doch was kann da als queer gelten und vor allem, was entspricht einem heteronormativen Establishment?

> »At a time when many queers have signaled their desire for mainstream acceptability, it has been trans people who have carried forth the mantle of radical queerness, both personally and politically. We queer those formerly ›straight‹ people who desire us, something I am proud to say I've done to varying degrees with every straight, cis man I've dated. We queer them when we transition, too, as when a friend dating a trans man at the start of his transition recently looked at me with a quizzical expression and said ›I guess I'm queer now‹. It was the moment he realized that soon others would assume he had a queer

history he hasn't actually lived, or began living at the moment his partner came out.«[5]

Ist somit eine Transgenderbiografie ungefragt und permanent queer? Ähnlich einer gleichgeschlechtlich sexuellen Orientierung – so das Argument – kann gleichsam die transidente Biografie als queere Position gelebt werden oder eben nicht. Der durchschrittene Prozess einer geschlechtlichen Wandlung entlässt niemanden automatisch aus einem queeren Verständnis, doch darf sehr wohl die queere Zugehörigkeit selbst angenommen beziehungsweise abgelehnt werden.

Die hier zugespitzte Debatte betrifft vor allem die Frage nach der Zugehörigkeitsdauer, ähnlich einer Mitgliedschaftsdebatte. Ist queere Zugehörigkeit permanent und unlimitiert? Oder darf es gar Optionen geben, einmal queer sein und einmal nicht? Ist Queerness immer von einer Selbstdefinition oder einer Fremdzuschreibung abhängig, oder braucht es beides?

Eine gelebte Solidarität im queeren Milieu bedeutet – wie bereits anhand verschiedener Argumente dargelegt –, subkulturelle (Rand-)Gruppen in ihrer Vielfalt und ihren alternativen Bedürfnissen und Performanzen wertschätzend anzuerkennen. Die Zuspitzung auf queere Ideale aufgrund mehrheitlicher Anerkennungsmechanismen mögen attraktiv und bequem wirken, sollten dabei dennoch als nur eines der vorhandenen Konzepte geschlechtlicher und sexueller Vielfalt verstanden werden. Es sind und bleiben in der Fremdbestimmung zugespitzte Erklärungskonzepte, die eben keinen ganzheitlichen Auftrag erfüllen müssen, sondern der Lust auf normative Ordnung entsprechen. Die Annahme der Konzepte ist nichts Verwerfliches, die Exklusion von Alternativen hingegen schon. Somit muss sich queere Zugehörigkeit nicht in der Erscheinungsform widerspiegeln, sondern im Alltagsverständnis betreffend Beziehungsformen, Geschlechtsinterpretationen und sexuellen Freiheiten. Es braucht deshalb keine

5 Meredith Talusan, Queer Culture in the Age of Transgender Disruption (20. 12.2016), in: Vice, https://www.vice.com/en/article/aevjze/queer-culture-in-the-age-of-transgender-disruption (5/2021).

offizielle Selbst- oder Fremdzuschreibung – ähnlich einem Gütesiegel –, die bestätigt, ausreichend queer zu sein. Genauso wenig braucht es einen Wettkampf, wer am queersten von allen ist, oder eine Hierarchisierung, was als queer gelten darf und was schon zu angepasst wirkt. All diese Prozesse führen innerhalb der queeren Subkultur, aber auch in deren äußerer Wahrnehmung zu einer Zuspitzung, die den ohnehin engen Raum einer vielfältigen Gestaltung weiter verkleinert. Dieser Kraftakt einer bewussten Offenheit wird umso queerer, aber auch polarisierender, je kontroverser die Themenstellungen werden; denn was bedeutet die Trans-Formation für sozial-kulturelle und politische Bereiche wie Wohnungslosigkeit, Spitzensport, Führungsetagen?

Altersfrage

> »Queer Theory has failed to fully take account of, and incorporate, the interlocking and overlapping underpinnings of the normative frameworks by which female sexual and gender identities are constituted. There is, therefore, no ›queerness‹ about the debate surrounding the lowering of the age of consent, the effects on teenage boys has been over emphasized at the expense of the impact on teenage girls. In order to have a truly genuine queer debate about the age of consent, sufficient attention must be paid to all of those affected and involved, particularly girls and that the attention should be extended to schools, medical staff, social workers etc. Lowering the age of consent is likely to lead to an even greater pressure on girls to be sexually active before they are ready, exposing them to experiences and consequences before they are sufficiently emotionally and physically mature.«[6]

Im 21. Jahrhundert gelten noch immer viele Themen der Sexualität als hochemotionalisiert und tabuisiert. Gerne werden die Diskurse an scheinbar dafür vorgesehene Professionen wie Psychiatrie, Justiz

6 Sarah Beresford, The Age of Consent and the Ending of Queer Theory, in: Laws, Vol. 3, No. 4 (2014), S. 773, DOI: https://doi.org/10.3390/laws3040759 (5/20214).

und Kriminologie delegiert. Die öffentlichen Debatten dazu, falls sie überhaupt aufkommen, können oftmals nur mühsam faktenbasierend geführt werden. Doch verdecken diese Mühe wichtige soziale und politische Aspekte:

> »If the adolescent is our figure for the child, a figure intrinsically marked by a combination of protection and propulsion, qualified autonomy and peremption, we might more richly attend to axes of social difference and inequality […]. This rendition of the child by- passes the somewhat overstated conclusions that white kids have futures where kids of color do not, or that innocence is only the preserve of white childhood. The conflicted, relatively recent fabrication of adolescence – as liminal, social but also biological, imitative but also inventive, vulnerable but agentive – itself invites reading difference (race, gender, class, ability, sexuality) back into rather than washed out of the theoretical framework. More avowedly than the child, the adolescent is a pluralized, resolutely historicized, and eroticized construct. While the adolescent is no less ideologically saturated than the child, the former's avowed differences – *within the very category itself* – engender an engagement with social inequalities more promising than *add x and stir*.«[7]

Der Sexualtheoretiker Joseph Fischel argumentiert in seinem Buch, dass eben auch Kategorien wie Kindheit und Jugend vollbeladen sind mit Normen, Bewertungen, Einschränkungen und vielem mehr. Diese Konstrukte scheinen klar und einheitlich, doch eine Annäherung an die soziale Wirklichkeit offenbart offenkundige Differenzen. Gerade aufgrund dieser Tatsache ist eine queere und vielfältige Debatte notwendig. Weder eine Dämonisierung noch eine Verniedlichung können der Diskussion um Sexualität und Alter einen verantwortungsvollen Rahmen geben, gerade hinsichtlich der globalen Grauzonen, die die Möglichkeit zu Missbrauch, Vergewaltigung, Nötigung und Ausnutzung bieten.

---

7 Joseph J. Fischel, Sex and Harm in the Age of Consent (Minneapolis, London 2016), S. 219.

> »Klar ist, dass die Dienstleistungen der Tourismuswirtschaft auch von Reisenden mit Interesse an Kinderprostitution in Anspruch genommen werden. Der Tourismussektor ist – auch aufgrund internationaler Vereinbarungen – aufgefordert, die mögliche Nutzung seiner Einrichtungen für Kinderprostitution zu verhindern und zu kooperieren.«[8]

Nicht nur eine Tourismuswirtschaft, sondern viele weitere Tätigkeits- und Denkbereiche sind gefordert, um eine nachhaltige Verbesserung der Situation zu erreichen. Die Zuspitzung in Form einer Fokussierung auf Täter (und hierbei ist die männliche Form bewusst gewählt, um mit Klarheit zu verdeutlichen, dass es vor allem Männer sind, die diese Tat verüben), die als krankhafte Einzelpersonen dargestellt werden, ist zu kurz gegriffen und zu unproduktiv, um das Thema in der notwendigen queeren Breite zu beleuchten: Internationale Politik, Soziale Arbeit, Psychotherapie, Polizei und viele weitere Professionen brauchen queertheoretisches Bewusstsein betreffend Sexualitäten und Geschlechtern, um notwendige Grenzen des Inakzeptablen so ziehen zu können, dass es in der Tat zu einer fundierten Verhinderung und nicht zu einer geografischen Verschiebung kommt. Die queere Auseinandersetzung mit solchen Sexualdelikten und mit den damit verbundenen schrecklichen Auswirkungen muss in multidimensionaler Weise vollzogen werden. So ist es notwendig, die Tatsache solcher Verhaltensweisen als Realität zu erkennen und sie nicht aus Scham, Ignoranz oder Desinteresse zu verschweigen oder nur andeutungsweise anzusprechen. Es braucht also eine queere Anerkennung des Themas als Thema und die Klarheit, dass sich Missbrauch nicht auf einzelne Täter reduzieren lässt, sondern immer auch in größeren Systemen gesehen werden muss. So unangenehm für viele die Altersfrage bei sexuellen Handlungen und geschlechtlichen Vorstellungen wirken mag, das Unvermögen für eine Auseinandersetzung fordert Opfer. Gerade deswegen ist neben der Achtsamkeit für

---

8 Astrid Winkler, Maßnahmen gegen Kindersextourismus, in: SWS-Rundschau (Die Zeitschrift des Vereins für interdisziplinäre sozialwissenschaftliche Studien und Analysen), Vol. 46, Nr. 3 (2006), https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-164472 (5/2021), S. 313.

sexuelle und geschlechtliche Grauzonen der Weltgemeinschaft notwendig, den Diskurs darüber zu führen, um Prävention, Intervention und Gesellschaftskritik Raum zu bieten; egal ob es den Menschen angenehm ist oder nicht.

Bottom Shaming

> »Bottom-shaming is nothing new and has always been partly about power. […] Some of the stigma associated with bottom-shaming is indicative of gender roles. How many times have you heard a straight person ask, ›Which of you is the girl in the relationship?‹ The guy on the bottom is the one being penetrated, which they associate with femininity. In this society, which is more of a handicap – being a woman or being a man who exhibits a trait associated with being a woman?«[9]

Die Rollenverteilung bei sexuellen Interaktionen zwischen zwei Männern ist seit Jahrhunderten Inhalt machtvoller Interpretationen und Zuspitzungen. Der Betrug an einer hegemonialen Männlichkeit[10] wird durch jenen Mann vollzogen, der nicht ausschließlich von seinem Penis für die Lustbefriedigung Gebrauch macht. Die Aufteilung zwischen top und bottom, aktiv oder passiv, spitzt mann-männliche Sexualität auf eine dichotomische Position zu, in der es nur einen Gebenden und einen Nehmenden gibt. Schwul wird in dieser Wahrnehmung gerne verkürzt, also nochmals zugespitzt, in dem es auf nur eine sexuelle Position zutrifft:

> »Auch die meisten Rapper haben das anfangs als neutrales Schimpfwort verwendet, ohne an Schwule zu denken. Aber je massiver es in der Szene benutzt worden ist, desto mehr hat sich die Bedeutung geändert. Dabei haben die Protagonisten die aggressive amerikanische

9 Jorge Rodriguez-Jimenez, Op-ed: It Is Time to End Bottom-Shaming (31.10. 2014), in: The Out Magazine, https://www.advocate.com/31-days-prep/2014/10/31/op-ed-it-time-end-bottom-shaming (5/2021).

10 Siehe: R. W. Connell, Masculinities, 2. Aufl. (Berkeley, Los Angeles 2005).

> Homophobie übernommen. Das hat sich dann in den Berliner Bezirken mit dem Schwulenhass aus dem arabisch-türkischen Raum gemischt. So dass man mittlerweile sagen muss: Das bezieht sich durchaus auch auf das Sexuelle. Die Leute kennen allerdings oft gar niemanden, der offen schwul ist. Das ist ein bisschen wie mit dem Ausländerhass – der ist auch da am größten, wo es gar keine gibt. Im Übrigen gilt die etwas seltsame Regel: ›Nur wer gefickt wird, ist schwul.‹.«[11]

Faszinierend einhellig ähneln sich hierbei die Zugänge mancher heteronormativer und queerer Vertreter*innen, wenn dem aktiven Männlichen, dem Top, die wahre Maskulinität zugesprochen wird oder eben der aktive sexuelle Akt als männliche Performanz gedeutet wird. In der Tat werden gern Rollenverständnisse einer heterosexuellen Körperkonstellation (und auch hier ist die mögliche Bandbreite viel weiter zu sehen) auf queere Beziehungen von außen angewendet und im Inneren aufgenommen. Eine journalistische Aufarbeitung des Themas durch das GQ Magazine brachte einige treffende Schlaglichter der Debatte zum Vorschein:

> »David, a 35-year-old gay man from London who doesn't identify as top or bottom, says he worries that ›some guys can start to define their lives‹ by their sexual role. ›I fully understand the need to give yourself an identity, and when the only thing we all have in common (as gay men) is sex, it's the easiest one to lean on‹, he says. ›But I also think it leans too heavily into heteronormativity, because I think it can be seen in terms of the bottom being ›the woman‹ and the top being ›the man‹. ›Is there no rule book for relationships that hasn't been written by straight people?‹
>
> In recent years, in some gay circles, ›bottom‹ has become a sneering synonym for ›camp‹ or ›femme-presenting‹. Court, a 37-year-old gay guy from Denver, tells me that ›bottom-shaming‹ is definitely a thing. People feel like bottoming makes you the submissive or ›the

11 Johannes Gernert, Interview mit Marcus Staiger »Nur wer gefickt wird, ist schwul« (29.08.2008), in: stern, https://www.stern.de/kultur/musik/interview-mit-marcus-staiger--nur-wer-gefickt-wird--ist-schwul--3757762.html (5/2021).

> woman, which is ridiculous‹, he says. ›But some gay guys out there feel so threatened in their masculinity that they don't want anyone to perceive them as even being capable of taking it.‹«[12]

In der Tat ist Etikettierung und Stigmatisierung auch hier ein sozialer Prozess, der die vielfältigen Entwürfe von Sexualität in der Darstellung innerhalb einer queeren Gemeinschaft und in der Außenwahrnehmung stark einschränkt. Auch wenn die Selbstdefinition einer Rolle als Top oder Bottom allgegenwärtig erscheint, es gibt keine Pflicht, sich für den einen oder anderen Club entscheiden zu müssen. Ebenso wenig muss man dem Zwang unterliegen, jede*n einer der beiden Positionen zuordnen zu müssen. Auch hierbei offenbart sich ein Dilemma, wenn einerseits die wahre Freiheit queerer Sexualität durch soziale Verformungen in ein heteronormatives Korsett eingezwängt wird und andererseits Bottom Shaming in der strukturellen Verankerung von geschlechtlicher Dualität ausdrückt, dass nur bestimmte Positionen problematisiert werden müssen.

> »Altogether, traditional masculine ideals may to some degree amplify the adverse effect that some gay men experience when compared to heterosexual men. In other words, gay men may feel pressured to live by the same expectations and restrictions that heterosexual men – whether it be as a defensive reaction or because it genuinely reflects their personality – while simultaneously experiencing some of the adverse effects of misogyny and sexual objectification that heterosexual women feel. […] Consequently, gay men who value traditional masculinity ideology may experience stress, shame, or guilt

12 Nick Levine, It's Time to Stop Pigeonholing Gay Men as Tops and Bottoms (23.05.2019), in: GQ Magazine, https://www.gq.com/story/its-time-to-stop-pigeonholing-ourselves-as-tops-and-bottoms (5/2021).

> because being truly ›masculine‹ is unattainable due to their same-sex romantic attractions.«[13]

Die Konzepte einer *richtigen* Männlichkeit als Sozialisationsparameter beeinflussen jedenfalls das spätere Erleben des eigenen Geschlechts und der sexuellen Präferenzen. Der sexuelle Akt ist – den Argumenten der Frauenbewegung folgend – ein Spiegelbild unserer Gesellschaft, sowohl in den vollzogenen Handlungen als auch in den darauffolgenden Erzählungen. Oder provokant formuliert: Bottom Shaming ist die logische Konsequenz der heteronormativen Alltagskultur und der eigentliche Beweis dafür, dass die Bande zwischen queeren und feministischen Bewegungen eng geknüpft sein sollten.

Sexueller Perfektionismus

Wer keinen Sex erlebt, hat kein Leben. Wer gewöhnlichen Sex praktiziert, hat keine Kreativität. Und wer den Sex politisiert, hat keinen Spaß. So oder so ähnlich wirken populäre Zuspitzungen über den Sex im 21. Jahrhundert, wenn es um das Erleben *richtiger* Sexualität geht. Aber:

> »It is not obvious whether better relations imply more sex, or more sex help build better relations. It seems likely, however, that having a positive attitude to sex, improves both how one relates to loved ones, and the amount of pleasure obtained from intimate behavior. The previous discussion suggests that sexual behavior is not functioning optimally in industrialized societies. The two most troublesome aspects are probably: (1) an elevated level of negative emotions such as guilt and shame, and (2) a malfunctioning sex life that restricts the harvesting of positive feelings. […] Whether or not present sexual behavior

13 Francisco J. Sánchez, Stefanie T. Greenberg, William Ming Liu, Eric Vilain, Reported Effects of Masculine Ideals on Gay Men, in: Psychology of Men & Masculinity, Vol. 10, No. 1 (2010), S. 10., DOI: https://doi.apa.org/doiLanding?doi=10.1037%2Fa0013513 (6/2021).

qualifies as a ›disease of modernity‹, there seems to be room for improvements, particularly in the form of altering the bioecological systems that drive infant development.«[14]

Dass Sexualität für eine Beziehung wichtig sein kann, scheint allgemein bekannt, doch die Frage wie Sexualität erlebt werden soll – da scheinen neue Ideale in alte Traditionen hineinzuragen. Wie beispielsweise die Sexspielzeugindustrie, die zunehmend sichtbar und mit lustbringenden Innovationen die virtuell vernetzten, postmodernen Gesellschaften zu unterhalten weiß:

»Many varying sex toy industries appear to be rising. With many individuals stay at home either with someone else or by themselves, sales of sex toys have increased. Items and media designed arouse sexually have often circulated in society. […] Besides, technology trends and various consumers prevalent in the area are also enhancing the market framework. Moreover, countries like Germany, Denmark, and Holland are certainly the main growing states pushing the demand for sexual toy products in Europe. […] Another different factor being followed by the vendors is the enduring uncovered opportunity of more comprehensively serving women through gender-neutral tones, which likely contributes to the growth of the market. […] The high demand for sex toys by NGOs, government, and foundations for supplying amidst many countries is a significant factor that will contribute to the increasing requirement for condoms. As final consumers are now becoming clear to experiment and adventurous, the need for future fashion and provoking sensual undies is multiplying in the market report. The need for sexual emollients has mainly been concentrated in European countries. The need for other goods which majorly includes sexual improvement supplements is also growing at a stable pace. The European sexual health market is witnessing a high need for herbal goods as they are without side effects, which is

14 Bjorn Grinde, The Contribution of Sex to Quality of Life in Modern Societies (15.02.2021), in: Applied Research in Quality of Life, DOI: https://link.springer.com/article/10.1007%2Fs11482-021-09926-6 (6/2021).

> contrary to allopathic products. […] In Europe, the sexual wellbeing market is experiencing a shift because of the further introduction of female sexual products for example, vibrators, female condoms, and dildos. […] New innovations and technology arrivals in manufacturing sex toys like 3D printing and production of organic emollients are running the business in Germany […].«[15]

Nicht nur wurden seitens der Industrie neben der Idealisierung einer männlichen Penetration neue Formen der Lust entdeckt – der weibliche Körper als *terra incognita* wird erschlossen –, sondern auch Wege des lustvollen Finales sind Zentrum ökonomischen Interesses. Dadurch werden die Produkte nicht nur vielfältiger, sondern gleichsam technologisch komplexer, in der Qualität hochwertiger und in der Formgebung ansprechender. Utensilien für die menschliche Sexualität sind aus dem Nylonmief der 1970er Jahre emporgestiegen und werden nun farblich abgestimmt und formvoll verpackt, über unterhaltsame Videoclips angekündigt und diskret vertrieben. Die Botschaft dabei ist klar: Sex findet maximal zwischen zwei Menschen statt, ist sauber, macht Spaß und Bestandteil eines modernen – jedenfalls eines *normalen* – Lebens. Der Sex darf auch allein gepflogen werden, gerade hierfür bieten sich so einige kostspielige Unterstützungen an, die allesamt absoluten Lustgewinn versprechen. Ob allein oder gemeinsam, Sexualität wird als gesunde Beschäftigung einer modernen Existenz angesehen, dem ebenbürtig ein Wohlbefinden innewohnt, oder von Alexandra Fine – Sexspielzeugproduzent – auf den Punkt gebracht: »mix of at-home entertainment and at-home wellness«[16]. Und in der Tat passt die Beschreibung perfekt, um folglich die eigenen Produkte an die Frau und an den Mann zu bringen (queer oder nonqueer). Die Sportsocke für Jugendliche hat ausgedient, die Salatgurke bleibt im Kühlschrank; ganz bewusst

---

15 Yeshwant Naik, Regulations on Sex Toy Industry in Europe, in: Technium Social Sciences Journal, Vol. 16 (2021), S. 171f., https://techniumscience.com/index.php/socialsciences/issue/view/32 (5/2021).

16 Rosemary Donahue, Even the Worst Year Ever Was No Match for the Sexual Wellness Industry (24.01.2021), in: allure, https://www.allure.com/gallery/sexual-wellness-sex-toy-sales-skyrocketed-during-pandemic (6/2021).

wird den alten Bildern (und manchen tatsächlichen Hilfswerkzeugen) eine Absage erteilt, um stattdessen erregendes Hightech und lustvolles Design zu kaufen. Der gute Sex liegt – so die Verheißung – in den eigenen Händen und soll sich permanent neuerfinden, um einerseits nicht als prüde zu gelten und andererseits nicht die ultimative Belohnung zu verpassen. Denn Sex ist vor allem eines: der Weg zum Höhepunkt.

Sexueller Perfektionismus war lange Zeit von der Möglichkeit sexueller Performanz geprägt, also von der anatomischen Möglichkeit, sich anal oder vaginal vereinen zu können. Dies bleibt weiterhin ein dominantes Thema (gerade hinsichtlich des archaischen Kults um die Erektion), doch Körper und die mit ihnen verbundene Sexualität hat sich im ökonomischen Sinne und in der sozialen Wahrnehmung verändert. Wohlbefinden, Gesundheit, Entspannung, Kreativität und Selbstbestimmung sind nur einige der Schlagworte, die mit dem Erwerb von Sexspielzeugen bewusst in Verbindung gesetzt werden. Sex ohne diese Unterstützung wird zu einem faden Pflichtakt reduziert: träge statt agil, grau statt bunt, angestrengt statt energetisch.

> »Gegenwärtig ist unser Alltag von sexuellen Reizen ebenso überflutet wie entleert. […] Offenbar werden Erotik und Lust durch deren übertriebene kulturelle Inszenierung, durch deren beinahe lückenlose Kommerzialisierung und elektronische Zerstreuung wirksamer ausgetrieben, als es die alte Unterdrückung durch Verbote vermocht hat. […] Alles ist gang und gäbe, alles scheint eingefügt und erstarrt, doch da ereignet sich etwas Unvorhergesehenes, Erschütterndes, Verrücktes. Infantile Allmachts- und Vollkommenheitsphantasien sind auf einmal wieder da. Es geht nicht mehr gemütlich zu, sondern höchst riskant, es herrscht nicht mehr Langeweile, sondern ein Ausnahmezustand.«[17]

In der Tat erscheint die Analyse zutreffend, um die Zuspitzung der sexuellen Perfektion und die darin versteckte Paradoxie zu benennen. Denn viele scheinen der Vorstellung vom Sex nicht mehr gewachsen

17 Volkmar Sigusch, Kultureller Wandel der Sexualität, in: Volkmar Sigusch (Hg.), Sexuelle Störungen und ihre Behandlungen (Stuttgart 2007), S. 24.

zu sein oder wollen sich dem sexuellen Druck nicht mehr unterwerfen. Das Gefühl eines defizitären Sexuallebens wird ebenso erfahrbar, wie die Finanzierung entsprechender Lustspender herausfordernd werden kann. Das Bild von idealisierter Vitalität hat sich jedenfalls um die Facette der *gesunden* Sexualität erweitert, die implizit und manchmal auch explizit den Alltag umspült. Dem folgend, kann die zugespitzte Entwicklung gerade hinsichtlich einer queeren Anerkennung bedeuten, dass kein Erleben von Sexualität oder gar der begründete Verzicht auf Sexspielzeuge und Entertainment – aufgrund unbekannter Produktionshintergründe, ungeklärter Ressourcennachhaltigkeit und fraglicher Arbeitsbedingungen – queerer ist, als vermutet.

10. Queerer Anerkennungsneid

Die Fragen, warum Queer Studies oder weshalb Forschungen zu Geschlecht und Sexualität überhaupt notwendig sind, offenbaren die perfiden Strategien in gewesenen, vorhandenen und zukünftigen Machtstrukturen, elementare Lebensbereiche zu tabuisieren und notwendige Prozesse von Anerkennung zu verhindern. Ganz unvermittelt wird die Argumentationspflicht eingefordert, sich für einen Themenbereich zu rechtfertigen, wobei zeitgleich verschleiert wird, dass es gar keine Notwendigkeit für diese Rechtfertigung gibt. Diese Formen der Hierarchisierung und Anerkennung sind allzu gut erforscht und bekannte Strategien einer machtvollen, gesellschaftlichen Auseinandersetzung.

Die hier dargelegten sozial-kulturellen Lebensbereiche sind nicht nur real und essenziell, sondern in ihrer Existenz das ausreichende Argument für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung. In einer vielfältigen Welt mit ebenso zahlreichen Erklärungsansätzen sind es nun einmal viele mögliche Ausgangspunkte, die die Darstellung von Zusammenhängen ermöglichen; die queere ist weder erhellender noch tiefschürfender als andere Perspektiven. Jedoch ist sie gewiss – für manche Subkulturen – näher an ihrer Lebenswelt und somit von eventuell höherer Relevanz. Diese argumentative Klarheit und gleichsam die Absage an einen sozialhistorischen Kolonialismus wird von kulturell dominanten Richtwerten gern unter Druck gesetzt, weswegen die Einnahme und Beibehaltung eines queeren Standpunktes einen relevanten Kraftaufwand bedeutet: persönlich, kulturell, sozial, politisch und akademisch.

Die Anerkennung eines Themas verlangt nicht zwangsläufig und unmittelbar nach wertschätzender Akzeptanz, sondern in einem ersten Schritt nach einer differenzierten Wahrnehmung des Themas an sich. Wohlstand Erfolg, Amüsement, Sexualität, Schönheit und Kultur, aber auch die merklichen Zuspitzungen sind queere Erscheinungsformen, die sich in einer subkulturellen Gemeinschaft darstellen und von vielen Individuen widergespiegelt werden. Queere Anerkennung bedeutet, Fakten, Hintergründen und fließendem Diskurs Raum zur Reflexion zu geben. Dessen Sichtbarkeit umfasst mehrheitliche und subkulturelle sowie reale und virtuelle Dimensionen und werden nicht nur von übergeordneten Kollektiven, sondern auch durch jede ganz persönliche Handlung gestaltet. Wert- und Geringschätzungen tragen permanent unzählige Facetten zu einer queeren Anerkennungsdynamik bei, entscheiden im Einzelnen und in der Betrachtung einer Gruppe, welche Mechanismen deutlich werden und welche verblassen beziehungsweise verdrängt werden. Allzu gern werden diese Geringschätzungen einer Mehrheitsgesellschaft zugeschrieben, doch – wie in der vorliegenden Abhandlung ersichtlich – ist dies zu kurz gegriffen. Vielmehr ist es die wohlbekannte Beschwichtigung von Vertreter*innen einer queeren Gemeinschaft, das eigene Versagen und die fehlende Solidarität, anderen zuzuschieben. Es gibt jene, die sich angepasst in einer queeren Gemeinschaft bewegen, sowie die Möglichkeit, sozial-kulturelle Facetten von Queerness auszuleben und andere Bereiche zu ignorieren, die unpassend oder unangenehm erscheinen. Diese Strategie lässt das eigene *Anderssein* richtig erscheinen und gibt Kraft, sich mit dem Ausschnitt der passenden queeren Gemeinschaft zu solidarisieren und die eigene Etablierung in einer nonqueeren Alltagswelt fortlaufend zu meistern.

Daraus können sich die beiden wohlbekannten Gefahrenzonen entwickeln, nämlich die einer erdrückenden Heteronormativität und jene einer überwältigenden Queerness. Es droht die prekäre Existenz zwischen zwei Welten, nämlich einerseits in jener der nonqueeren Leistungsgesellschaft, in der man ohne queeres Eingeständnis gleichberechtigt mitspielen kann. Und die queere Subkultur, die Begehren (sexuell, emotional, aber auch kulturell) bietet, jedoch mögliche vorhandene Toleranzbereiche einer akzeptierten Queerness überdehnen. Es

ist somit nicht nur ein Minority Stress[1] – also der Stress, als Minderheit permanent dechiffriert und beurteilt zu werden –, der entsprechende Auswirkungen entfaltet, sondern es sind gleichsam internalisierte Normen einer Mehrheitsgesellschaft, die großes Unverständnis für die unangepasste Gesamtheit der queeren Subkultur mit sich bringen. In der Konsequenz ist der Gedanke, einer Minderheit anzugehören, nur dadurch erdrückend, weil sich die Minderheit in ihrer vielfältigen Ausdrucksweise so unkontrolliert von eigenen Idealen (und normativen Idealisierungen) ausbreitet.

Verschiedene psychologische Tests versuchen, diesen Wahrnehmungswelten und deren inneren wie äußeren Veränderungen gerecht zu werden:

> »More recently, scales have been designed to include assessment of attitudes toward and among bisexuals as well as gay men and lesbians […] or to address this group specifically […]. The stigma associated with bisexuality, though similar to homosexual stigma, has an added component of perceived instability or lack of legitimacy […]. Indeed, bisexuals are often targets of prejudice from heterosexuals as well as gay men and lesbians who perceive bisexuality as a transitional or opportunistic identity […]. Discrepancies between low levels of self-reported homophobia and observed behaviors have been documented and are arguably due to the fact that existing scales assess specific types of homonegativity that are no longer endorsed among the undergraduate samples typically studied […]. Indeed, cultural acceptance has quickly outdated older scales, such that many items […] appear extreme and are unlikely to be endorsed, particularly among university students. Rather than disappearing, LGB-bias has transformed over time. Hence, newer scales have been designed to assess these more subtle, modern attitudes toward LGB individuals […].«[2]

1 Siehe: Ilan H. Meyer, Minority Stress and Mental Health in Gay Men, in: Journal of Health and Social Behavior, Vol. 36, No. 1 (1995), S. 38ff., DOI: https://doi.org/10.2307/2137286 (6/2021).

2 William S. Ryan, Jim Blascovich, Measures of Attitudes towards Sexual Orientation: Heterosexism, Homophobia, and Internalized Stigma, in: Gregory J. Boyle,

Der Minority Stress ist gerade hinsichtlich der fehlenden und gleichberechtigten Anerkennung alternativer Beziehungs- und Lebensformen nachvollziehbar, das Unverständnis für die unangepasste Gesamtheit einer queeren Subkultur hingegen nicht. So soll dieses Phänomen folgend als queerer Anerkennungsneid benannt und einem Versuch der Erklärung unterzogen werden.

Das Modell des queeren Anerkennungsneids ist der theoretische Erklärungsversuch, die Absage queerer Individuen an eine anscheinend logische queere Solidarität zu beschreiben. Dabei sind die Überschreitung von Grenzen einer heteronormativen Wertschätzung ausschlaggebende Demarkationskorridore für emotionale Übergänge in Geringschätzung, Ablehnung und Aggression. Diese Korridore sind nur scheinbare Positionen, vielmehr kommt das queere Spiel um heteronormative Anerkennung einer individuell aufgebauten Insel gleich, die von fluiden Möglichkeiten umgeben ist. Auf dieser Insel werden politische, kulturelle und soziale Gemeinsamkeiten gesucht und gleichzeitig Abgrenzungen vollzogen, ohne ein Gegenüber im Diskurs benennen zu können. Lediglich das Begehren als standfeste Grundlage wird akzeptiert, wodurch sich die individuelle Insel zu einem kollektiven Terrain erweitern lässt. Dieser Ort ist nicht nur ein begrenzter und eingeengter Raum, sondern ebenso ein Terrain stiller Sehnsucht. Die Stabilität des Inselbodens mag zwar Halt und Klarheit vermitteln und dadurch angenehmer wirken als die unendliche Tiefe und Weite der Wassermassen, doch das Wohlgefühl ist trügerisch: Der Treibsand einer heteronormativen Kontinentalplatte bietet weder stetige Gewissheit noch ausreichend Platz für die Vielfalt der Meerestiefe. Permanent droht die Gefahr, selbst im Boden zu versinken oder durch die aufbrausende See unterzugehen.

Die Sehnsucht, doch ganz *normal* zu sein, bleibt in der queeren Existenz stets unerfüllbar und ist doch ein Konzept, dem manche ewig folgen wollen oder (meinen zu) müssen. Doch zeitgleich gibt es diese Sehnsucht nach dem anderen – nach der queeren Freiheit –, dem Leben

---

Donald H. Saklofske, Gerald Matthews (Hg.), Measures of Personality and Social Psychological Constructs (London, San Diego, Waltham, Oxford 2015), S. 721.

ohne bürgerliche Pflicht. Neidisch wird auf jene herabgeblickt, die sich von diesem normativen Terrain fernhalten und damit eine geschlechtliche sowie sexuelle Fluidität auskosten. Nur allzu oft sind Zwänge, Erwartungen und Strukturen eines heteronormativen Alltages spürbar, und schnell spiegeln dann unbekannte Tiefen sowohl Angst als auch Verlockung wider. Allein der Gedanke des Verrats an der Chance der subkulturellen Partizipation an normativen Mehrheitsstrukturen hält davon ab, dieser neidvollen Sehnsucht nachzugeben.

Der queere Anerkennungsneid offenbart die Gier nach übergeordneter Wertschätzung, und so wird jegliche Würdigung für eine queere Unordnung neidisch beäugt. Die Anerkennung des queeren Anderen schmälert die eigene Anpassungsleistung an die Norm, mindert die Wertschätzung für die dargebrachte Unterwerfung. Diese Demütigung führt zu Abgrenzung, Geringschätzung und Anfeindung innerhalb der queeren Gemeinschaft, um so zumindest durch sich selbst die eigene heteronormative Entsprechung gewürdigt zu wissen.

Der queere Anerkennungsneid pendelt zwischen dem eigenen Wunsch nach freier Entfaltung und der übermannenden Gier nach Wertschätzung für die Anpassung. Das Objekt der Referenz ist so willkürlich gewählt wie austauschbar, ist Teil einer fluiden Queerness rund um eine Insel der heteronormativen Persönlichkeit: Wohlstand, Erfolg, Amüsement, Sexualität, Schönheit, Kultur und gemeinschaftliche Zuspitzungen bezeugen die (un-)ausgesprochenen Diskurse um queeren Anerkennungsneid.

Verzeichnis

Literatur

Dennis *Altman*, What Changed in the Seventies, in: Gay Left Collective (Hg.), Homosexuality: Power and Politics (London, New York 1980)

M. V. Lee *Badgett*, Holning, Lau Brad Sears, Deborah Ho, Bias in the Workplace: Consistent Evidence of Sexual Orientation and Gender Identity Discrimination (Los Angeles 2007)

Kathleen *Battles*, Wendy Hilton-Morrow, Gay Characters in Conventional Spaces: Will and Grace and the Situation Comedy Genre, in: Critical Studies in Media Communication, Vol. 19, No. 1 (2002), DOI: https://doi.org/10.1080/07393180216553

Robert W. *Bailey*, Sexual Identity and Urban Space, Economic Structure and Political Action, in: Mark Blasius (Hg.), Sexual Identities, Queer Politics (New Jersey 2001)

Sarah *Beresford*, The Age of Consent and the Ending of Queer Theory, in: Laws, Vol. 3, No. 4 (2014), DOI: https://doi.org/10.3390/laws3040759 (5/20214)

Christoph *Bernhard*, Wohlstand wichtiger als Einkommen für Zufriedenheit mit der finanziellen Situation: Untersuchungen zur Zufriedenheit mit der finanziellen Situation im europäischen Vergleich, in: Informationsdienst Soziale Indikatoren (ISI), Nr. 26 (2001), DOI: https://doi.org/10.15464/isi.26.2001.12-15

Diane *Binson*, William J. Woods, Lance Pollack, Jay Paul, Ron Stall, Joseph A. Catania, Differential HIV Risk in Bathhouses and Public Cruising Areas, in: American Journal of Public Health, Vol. 91, No.

9 (2001), DOI: https://ajph.aphapublications.org/doi/10.2105/AJPH.91.9.1482

Anna *Brown*, 5 key findings about LGBT Americans, Pew Research Center (13.06.2017), https://www.pewresearch.org/fact-tank/2017/06/13/5-key-findings-about-lgbt-americans/

Judith *Butler*, Das Unbehagen der Geschlechter (Frankfurt a.M. 1991)

Judith *Butler*, Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität, in: Andreas Kraß (Hg.), Queer denken, Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies), (Frankfurt a.M. 2003)

Anna *Böcker*, Weder gleich- noch que(e)rstellen. Heteronormativität, Reproduktion und Citizenship in den Debatten zur Lebenspartnerschaft (2011), in: Gender Politik Online, Freie Universität Berlin, https://www.fu-berlin.de/sites/gpo/pol_sys/politikfelder/Weder_gleich_noch_queerstellen/index.html

Dale *Carpenter*, The Unknown Past of Lawrence v. Texas, in: The Michigan Law Review Association (Hg.), Michigan Law Review, Colloquium: The Boundaries of Liberty After Lawrence v. Texas, Vol. 102, No. 7 (2004), DOI: https://doi.org/10.2307/4141912

David *Carter*, Stonewall, The Riots that sparked the Gay Revolution (New York 2004)

Han *Chong-suk*, Choi Kyung-Hee, Very Few People Say »No Whites«: Gay Men of Color and The Racial Politics of Desire, in: Sociological Spectrum, Mid-South Sociological Association, Vol. 38 (2018), DOI: https://doi.org/10.1080/02732173.2018.1469444

Andrew *Clark*, Falling through the Cracks: Queer Theory, Same-Sex Marriage, Lawrence v Texas, and Liminal Bodies Lawrence v Texas, and Liminal Bodies, in: disClosure: A Journal of Social Theory, Vol. 20 (2011), DOI: https://doi.org/10.13023/disclosure.20.04

Shaun *Cole*, ›Don We Now Our Gay Apparel‹, Gay Men's Dress in the Twentieth Century (Oxford New York 2000)

R. W. *Connell*, Masculinities, 2. Aufl. (Berkeley, Los Angeles 2005)

Cameron *Crookston* (Hg.), The Cultural Impact of RuPaul's Drag Race (Bristol, Chicago 2021)

John *D'Emilio*, Capitalism and Gay Identity, in: Henry Abelove, Michele Aina Barale, David M. Halperin, The Lesbian and Gay Studies Reader (New York 1993)

Hiba *Dib*, Lester W Johnson, Gay Male Consumers Seeking Identity in Luxury Consumption: The Self-Concept, in: International Journal of Business Marketing and Management (IJBMM), Vol. 4, No. 2 (2019)

Umberto *Eco* (Hg.), Die Geschichte der Schönheit, 2. Aufl. (München 2007)

Matthias *Ecke*, Sebastian Petzold, Die Vermessung des Fortschritts, Konkurrierende Strategien zur Verallgemeinerung widerstreitender Wachstumsverständnisse, in: Abteilung Wirtschafts- und Sozialpolitik der Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.), Wohlstand, Wachstum, Investitionen, Junge Wissenschaft für wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt, WISO Diskurs, Expertisen und Dokumentationen zur Wirtschafts- und Sozialpolitik (Bonn 2012)

Carol *Emslie*, Jemma Lennox, Lana Ireland, The role of alcohol in identity construction among

LGBT people: a qualitative study, in: Sociology of Health & Illness, Vol. 39, No. 8 (2017), DOI: https://pubmed.ncbi.nlm.nih.gov/28833252/

Silvia *Fauck*, Mid Love Crisis, Beziehungstipps für Fortgeschrittene (München 2020)

Leslie *Feinberg*, 1970: Youth of color form STAR – Street Transvestite Action Revolutionaries, Lavender & red, part 73, in: Workers World, www.workers.org (24.09.2006), https://workers.org/2006/us/lavender-red-73/

Joseph J. *Fischel*, Sex and Harm in the Age of Consent (Minneapolis, London 2016)

Michel *Foucault*, Sexualität und Wahrheit, Der Wille zum Wissen, Bd. 1 (Frankfurt a.M. 1983)

B. Fergus *Foley*, Significant Others: Gay Subcultural Histories and Practices, Dissertation Simon Fraser University (Burnaby 1987)

Karen I. *Fredriksen-Goldsen*, Hyun-Jun Kim, Susan E. Barkan, Disability Among Lesbian, Gay, and Bisexual Adults: Disparities in Prevalence and Risk, in: American Journal of Public Health, Vol 102, No. 1 (2012), DOI: https://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC3490559/

Anthony *Giddens*, The Transformation of Intimacy, Sexuality, Love and Eroticism in Modern Societies (Stanford 1992)

Martin J. *Gössl*, Dark/Backrooms: The Meaning of Queer Spaces of Sex, unpublished Conference Paper (03.11.2017), in: Research Gate, https://www.researchgate.net/publication/328686195

Martin J. *Gössl*, Schöne, queere Zeiten? Eine praxisbezogene Perspektive auf die Gender und Queer Studies (Bielefeld 2014)

Bjorn *Grinde*, The Contribution of Sex to Quality of Life in Modern Societies (15.02.2021), in: Applied Research in Quality of Life, DOI: https://link.springer.com/article/10.1007%2Fs11482-021-09926-6

Olaf *Groh-Samberg*, Florian R. Hertel, Ende der Aufstiegsgesellschaft? (27.02.2015), in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.), APuZ aktuell, Aus Politik und Zeitgeschichte, 65, 10/2015 (Bonn 2015)

Larry *Gross*, What Is Wrong with This Picture? Lesbian Women and Gay Men on Television, in: R. Jeffrey Ringer (Hg.), Queer Words, Queer Images, Communication and the Construction of Homosexuality (New York 1994)

Lidia *Guzy*, Tabu – Die kulturelle Grenze im Körper, in: Ute Frietsch, Konstanze Hanitzsch, Jennifer John, Beatrice Michaelis (Hg.), Geschlecht als Tabu: Orte, Dynamiken und Funktionen der De/Thematisierung von Geschlecht (Bielefeld 2008)

David M. *Halperin*, How to be Gay (Cambridge Massachusetts 2012)

Linda *Henderson*, Love and Money, Queer, Class, and Cultural Production (New York 2013)

Axel *Honneth*, Das Recht der Freiheit, Grundriss einer demokratischen Sittlichkeit (Berlin 2011)

Anita *Horn*, Anerkennung und Freiheit, Subjekttheoretische Grundlagen einer Theorie demokratischer Sittlichkeit, in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie (ARSP), Vol. 104 (2018), DOI: https://doi.org/10.5167/uzh-123911

Annamarie *Jagose*, Queer Theory, An Introduction (New York 1996)

Thomas A. *Langens*, Leistung, in: Veronika Brandstätter, Jürgen H. Otto (Hg.), Handbuch der Allgemeinen Psychologie – Motivation und Emotion (Göttingen 2009)

Andrea Pauline *MacRae*, Hegemonic negotiation and LGBT representation in contemporary teen films, Dissertation University of Western Australia (Perth 2018)

Greggor *Mattson*, Are Gay Bars Closing? Using Business Listings to Infer Rates of Gay Bar Closure in the United States, 1977-2019, in: Socius: Sociological Research for a Dynamic World, Vol. 5 (2019), DOI: https://doi.org/10.1177/2378023119894832

Eric *Marcus*, Making Gay History, The Half-Century Fight for Lesbian and Gay Equal Rights (New York 2002)

Ilan H. *Meyer*, Minority Stress and Mental Health in Gay Men, in: Journal of Health and Social Behavior, Vol. 36, No. 1 (1995), DOI: https://doi.org/10.2307/2137286 (6/2021)

Christopher A. *Mitchell*, The Transformation of Gay Life from the Closet to Liberation, 1948-1980: New York City's Gay Markets as a Study in Late Capitalism, Dissertation Rutgers, the State University of New Jersey (New Brunswick 2015)

Movement Advancement Project, Paying an unfair Price, The Financial Penalty for LGBT Women in America (Denver 2015)

Ehn *Nothing*, Street Transvestite Action Revolutionaries, Survival, Revolt, and Queer Antagonist Struggle (s.l. 2013), Untorelli Press, https://untorellipress.noblogs.org/files/2011/12/STAR.pdf

Thomas *Peele*, Introduction: Popular Culture, Queer Culture, in: Thomas Peele (Hg.), Queer Popular Culture, Literature, Media, Film, and Television (New York 2007)

Ken *Plummer*, Critical Sexualities Studies, https://kenplummer.com/publications/selected-writings-2/critical-sexualities/

Waltraud *Posch*, Projekt Körper, Wie der Kult um die Schönheit unser Leben prägt (Frankfurt a.M. 2009)

Heike *Raab*, »Sexual Politics, juridische Emanzipationsdiskurse und Staat«, Dissertation Universität Wien (Wien 2009)

Geoffrey L. *Ream*, Nicholas Forge, Homeless lesbian, gay, bisexual and transgender (LGBT) youth in New York City: Insights from the field, in: Child Welfare, Vol. 93, No. 2 (2014)

Chris *Reiber*, Justin R. Garcia, Hooking up: Gender differences, evolution, and pluralistic ignorance, in: Evolutionary Psychology, Vol. 8, No. 3, (2010)

Damien *Ridge*, Amos Hee, Victor Minichiello, Asian Men on the Scene, in: Journal of Homosexuality, Vol. 36, No. 3-4 (1999), DOI: https://www.tandfonline.com/doi/abs/10.1300/J082v36n03_03

Sasha *Roseneil*, Queer Individualization: The Transformation of Personal Life in the Early 21st Century, in: NORA – Nordic Journal of Women's Studies, Vol. 15, No. 2-3 (2007), DOI: https://doi.org/10.1080/08038740701482952

William S. *Ryan*, Jim Blascovich, Measures of Attitudes towards Sexual Orientation: Heterosexism, Homophobia, and Internalized Stigma, in: Gregory J. Boyle, Donald H. Saklofske, Gerald Matthews (Hg.), Measures of Personality and Social Psychological Constructs (London, San Diego, Waltham, Oxford 2015)

Gayles S. *Rubin*, Thinking Sex: Notes for a Radical Theory of the Politics of Sexuality, in: Henry Abelove, Michele Aina Barale, David M. Halperin (Hg.), The Lesbian and Gay Studies Reader (New York 1993)

Jamie *Russell*, Queer Burroughs (New York 2001)

Francisco J. *Sánchez*, Stefanie T. Greenberg, William Ming Liu, Eric Vilain, Reported Effects of Masculine Ideals on Gay Men, in: Psychology of Men & Masculinity, Vol. 10, No. 1 (2010), DOI: https://doi.apa.org/doiLanding?doi=10.1037%2Fa0013513

Eve Kosofsky *Sedgwick*, Tendencies (London 1994)

Volkmar *Sigusch*, Kultureller Wandel der Sexualität, in: Volkmar Sigusch (Hg.), Sexuelle Störungen und ihre Behandlungen (Stuttgart 2007)

Matthew *Sturgis*, Oscar, A life (London 2018)

Wei-Hong *Tseng*, ›NO ASIANS PLEASE‹, ›ONLY FOR ASIANS‹: Experiences of East-Asian Gay Newcomers on Grindr and Jack'd in London, Dissertation Goldsmiths University of London (London 2017)

Ryan *Wade*, Gary Harper, Racialized Sexual Discrimination (RSD) in the Age of Online Sexual Networking: Are Young Black Gay/Bisexual Men (YBGBM) at Elevated Risk for Adverse Psychological Health?, in: American Journal of Community Psychology, Vol. 65, No. 3-4 (2019), DOI: https://doi.org/10.1002/ajcp.12401

Peter *Wagenknecht*, Was ist Heteronormativität? Zu Geschichte und Gehalt des Begriffs, in: Jutta Hartmann, Christian Klesse, Peter Wagenknecht, Bettina Fritzsche, Kristina Hackmann (Hg.), Heteronormativität, Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht (Wiesbaden 2007)

Michael *Warner*, Introduction, in: Michael Warner (Hg.), Fear of a Queer Planet, Queer Politics and Social Theory (Minneapolis 2004)

Michael *Warner*, Pleasures and Dangers of Shame, in: David M. Halperin, Valerie Traub (Hg.), Gay Shame (Chicago 2009)

Michael *Warner*, The Trouble with Normal, Sex, Politics, and the Ethics of Queer Life (Cambridge 1999)

The *Williams Institute*, UCLA School of Law, LGBT Demographic Data Interactive (Los Angeles 2019), https://williamsinstitute.law.ucla.edu/visualization/lgbt-stats/?topic=LGBT#about-the-data

Astrid *Winkler*, Maßnahmen gegen Kindersextourismus, in: SWS-Rundschau (Die Zeitschrift des Vereins für interdisziplinäre sozialwissenschaftliche Studien und Analysen), Vol. 46, Nr. 3 (2006), https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-164472 (5/2021)

Zeitschriften/Zeitungen

APA/Red., Ende des Life Balls: Das sind die wahren Gründe für das Aus (20.05.2019); https://www.vienna.at/ende-des-life-balls-das-sind-die-wahren-gruende-fuer-das-aus/6214286

Carolina *Are*, How »RuPaul's Drag Race« changed the way we speak (02.10.2019), in: Quartz Media Inc., https://qz.com/quartzy/1715788/how-rupauls-drag-race-made-lgbtq-culture-mainstream/

Irene *Brickner*, Warum »schwul« ein Schimpfwort ist (11.01.2014), in: Der Standard, https://www.derstandard.at/story/1388650739347/warum-schwul-ein-schimpfwort-ist

Christina *Caron*, L.G.B.T.Q. People Face Increased Risks From Covid, but Many Don't Want the Vaccine (05.05.2021), in: The New York

Times, https://www.nytimes.com/2021/03/05/well/lgbtq-covid-19-vaccine.html?referringSource=articleShare

David *Carter*, Exploding the Myths of Stonewall (27.6.2019), in: gcn (Gay City News), https://www.gaycitynews.com/exploding-the-myths-of-stonewall/

Durga *Chew-Bose*, The Androgynous Beauty Mood of the Moment, The blurred lines between feminine and masculine is a blasé bending of expectations (27.11.2014), in: Flare, https://www.flare.com/beauty/the-androgynous-beauty-mood-of-the-moment/

Caroline *Colvin*, Am I Queer? Here's How To Tell, According To Sexuality Experts (19.08.2019), in: elite daily (Bustle Digital Group), https://www.elitedaily.com/p/am-i-queer-heres-how-to-tell-according-to-sexuality-experts-18649786

Christopher T. *Connor*, How the gay party scene short-circuited and became a moneymaking bonanza (12.02.2021), in: The Conversation, Academic rigor, journalistic flair, https://theconversation.com/how-the-gay-party-scene-short-circuited-and-became-a-moneymaking-bonanza-153424

Rosemary *Donahue*, Even the Worst Year Ever Was No Match for the Sexual Wellness Industry (24.01.2021), in: allure, https://www.allure.com/gallery/sexual-wellness-sex-toy-sales-skyrocketed-during-pandemic

Anthony *Faiola*, British Conservatives lead charge for gay marriage (29.03.2012), in: The Washington Post, https://www.washingtonpost.com/world/british-conservatives-lead-charge-for-gay-marriage/2012/03/29/gIQAzatzjS_story.html

Buffy *Flores*, This ›No Fats, No Fems‹ Shirt Is Everything That's Wrong With the Gay Community (28.04.2016), in: Pride (Pride Publishing Inc.), https://www.pride.com/firstperson/2016/4/28/no-fats-no-fems-shirt-everything-thats-wrong-gay-community

Johannes *Gernert*, Interview mit Marcus Staiger »Nur wer gefickt wird, ist schwul« (29.08.2008), in: stern, https://www.stern.de/kultur/musik/interview-mit-marcus-staiger--nur-wer-gefickt-wird--ist-schwul--3757762.html

Sky *Gilbert*, Is queer culture losing its radical roots?, (19.06.2018), in: The Conversation, Academic rigor, journalistic flair, https://theconversation.com/is-queer-culture-losing-its-radical-roots-97837

Scott *James*, There Goes the Gayborhood (21.06.2021), in: The New York Times, https://www.nytimes.com/2017/06/21/us/gay-pride-lgbtq-gayborhood.html

Tom *Lamot*, Tom Daley: ›I'm only recognised when strangers think of me in my pants‹, in: The Guardian, https://www.theguardian.com/sport/2020/feb/22/tom-daley-only-recognised-strangers-think-of-me-in-my-pants

Nick *Levine*, It's Time to Stop Pigeonholing Gay Men as Tops and Bottoms (23.05.2019), in: GQ Magazine, https://www.gq.com/story/its-time-to-stop-pigeonholing-ourselves-as-tops-and-bottoms

Gene *Lim*, Brady Robards, Bronwyn Carlson, Grindr is deleting its ›ethnicity filter‹. But racism is still rife in online dating (07.06.2020), in: The Conversation, Academic rigor, journalistic flair, https://theconversation.com/grindr-is-deleting-its-ethnicity-filter-but-racism-is-still-rife-in-online-dating-140077

Jordan *McGee*, Confident and Comfortable: The Beauty of Androgyny (15.02.2017), in: Grand Central Magazine, http://gcmag.org/confident-and-comfortable-the-beauty-of-androgyny/

Chadwick *Moore*, Send In the Clown: Internet Supervillain Milo Doesn't Care That You Hate Him (21.09.2016), in: The Out Magazine, https://www.out.com/out-exclusives/2016/9/21/send-clown-internet-supervillain-milo-doesnt-care-you-hate-him

Jane *Mulkerrins*, ›We had death threats‹: the defiant return of Will & Grace, The groundbreaking TV show returns to tackle Trump, butt doubles and Madonna-bashing millennials (20.01.2018), in: The Guardian, https://www.theguardian.com/culture/2018/jan/20/we-had-death-threats-the-defiant-return-of-will-grace

Yeshwant *Naik*, Regulations on Sex Toy Industry in Europe, in: Techniumm Social Sciences Journal, Vol. 16 (2021), https://techniumscience.com/index.php/socialsciences/issue/view/32

Katie *Pyzyk*, The disappearance of the modern-day ›gayborhood‹ (07.11.2017), in: Smart Cities Dive, https://www.smartcitiesdive.co

m/news/the-disappearance-of-the-modern-day-gayborhood/510134/

David *Reddish*, Are drag queens modern-day shamans? Alaska takes us to the church of drag comedy, in: (24.04.2021), Queerty (Queerty Inc.), https://www.queerty.com/drag-queens-modern-day-shamans-alaska-takes-us-church-drag-comedy-20210414

Reuters, Iceland's gay PM marries partner under new law (28.06.2010), in: https://www.reuters.com/article/idINIndia-49721320100628

Jorge *Rodriguez-Jimenez*, Op-ed: It Is Time to End Bottom-Shaming (31.10.2014), in: The Out Magazine, https://www.advocate.com/31-days-prep/2014/10/31/op-ed-it-time-end-bottom-shaming

Louis *Staples*, Did culture really embrace queer people this decade? (26.12.2019), in: BBC Culture, https://www.bbc.com/culture/article/20191218-the-decade-that-saw-queerness-go-mainstream

Ruth *Sunderland*, After the crash, Iceland's women lead the rescue (21.03.2009), in: The Guardian, https://www.theguardian.com/world/2009/feb/22/iceland-women

Meredith *Talusan*, Queer Culture in the Age of Transgender Disruption (20.12.2016), in: Vice, https://www.vice.com/en/article/aevjze/queer-culture-in-the-age-of-transgender-disruption

Riki *Wilchins*, A Women for Her Time (26.02.2002), in: The Village Voice, https://www.villagevoice.com/2002/02/26/a-woman-for-her-time/

Alia *Wong*, Gay Pride parades used to mean protests. Now they're an excuse for straight kids to party (04.06.2019), in: USA Today, https://www.usatoday.com/story/news/LGBT-issues/2018/06/22/pride-parades-excuse-straight-kids-party/712068002/

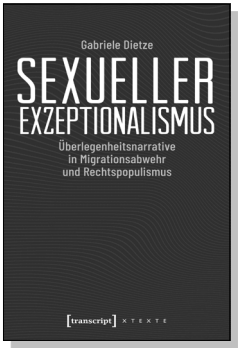
Virtuelles

Council on Social Work Education, https://www.cswe.org/Centers-Initiatives/Initiatives/Clearinghouse-for-Economic-Well-Being/Working-Definition-of-Economic-Well-Being

Ginger's, https://www.lesbianbarproject.com/gingers

Tom *Daley* Channel, https://www.youtube.com/watch?v=OJwJnoB9EKw
Duden, https://www.duden.de/rechtschreibung/Leistung
Jack'd, https://www.jackd.com/
Kindr Gindr, https://www.kindr.grindr.com/
Logo, http://www.logotv.com/
MAP, movement advancement project, LGBT People with Disabilities, https://www.lgbtmap.org/file/LGBT-People-With-Disabilities.pdf
Paris is burning, https://www.imdb.com/title/tt0100332/
Lilian *Rubin*, https://lillianrubin.com/
Alaska *Thunderfuck*, https://alaskathunderfuck.com/
Courtney *Watson*, www.doorwaytherapeutics.com/about/
Randy *Wicker*, Vimeo.com, https://vimeo.com/37548074
Will & Grace, https://www.imdb.com/title/tt0157246/

Gender & Queer Studies

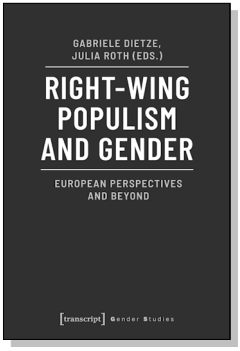


Gabriele Dietze
Sexueller Exzeptionalismus
Überlegenheitsnarrative in Migrationsabwehr und Rechtspopulismus

2019, 222 S., kart., Dispersionsbindung, 32 SW-Abbildungen
19,99 € (DE), 978-3-8376-4708-2
E-Book:
PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4708-6

bff: Bundesverband Frauenberatungsstellen und Frauennotrufe, Nivedita Prasad (Hg.)
Geschlechtsspezifische Gewalt in Zeiten der Digitalisierung
Formen und Interventionsstrategien

Juni 2021, 334 S., kart., Dispersionsbindung, 3 SW-Abbildungen
35,00 € (DE), 978-3-8376-5281-9
E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation
PDF: ISBN 978-3-8394-5281-3
EPUB: ISBN 978-3-7328-5281-9

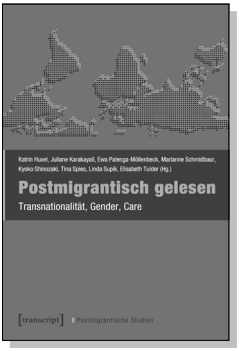


Gabriele Dietze, Julia Roth (eds.)
Right-Wing Populism and Gender
European Perspectives and Beyond

2020, 286 p., pb., ill.
35,00 € (DE), 978-3-8376-4980-2
E-Book:
PDF: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4980-6

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de

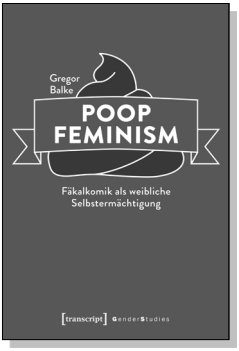
Gender & Queer Studies



Katrin Huxel, Juliane Karakayali,
Ewa Palenga-Möllenbeck, Marianne Schmidbaur,
Kyoko Shinozaki, Tina Spies, Linda Supik, Elisabeth Tuider (Hg.)

Postmigrantisch gelesen
Transnationalität, Gender, Care

2020, 328 S., kart., Dispersionsbindung, 7 SW-Abbildungen
40,00 € (DE), 978-3-8376-4728-0
E-Book:
PDF: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4728-4



Gregor Balke

Poop Feminism –
Fäkalkomik als weibliche Selbstermächtigung

2020, 188 S., kart., Klebebindung, 30 SW-Abbildungen
28,00 € (DE), 978-3-8376-5138-6
E-Book:
PDF: 24,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5138-0

Francis Seeck

Care trans_formieren
Eine ethnographische Studie zu trans und nicht-binärer Sorgearbeit

Juni 2021, 250 S., kart., Dispersionsbindung
25,00 € (DE), 978-3-8376-5835-4
E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation
PDF: ISBN 978-3-8394-5835-8

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de